

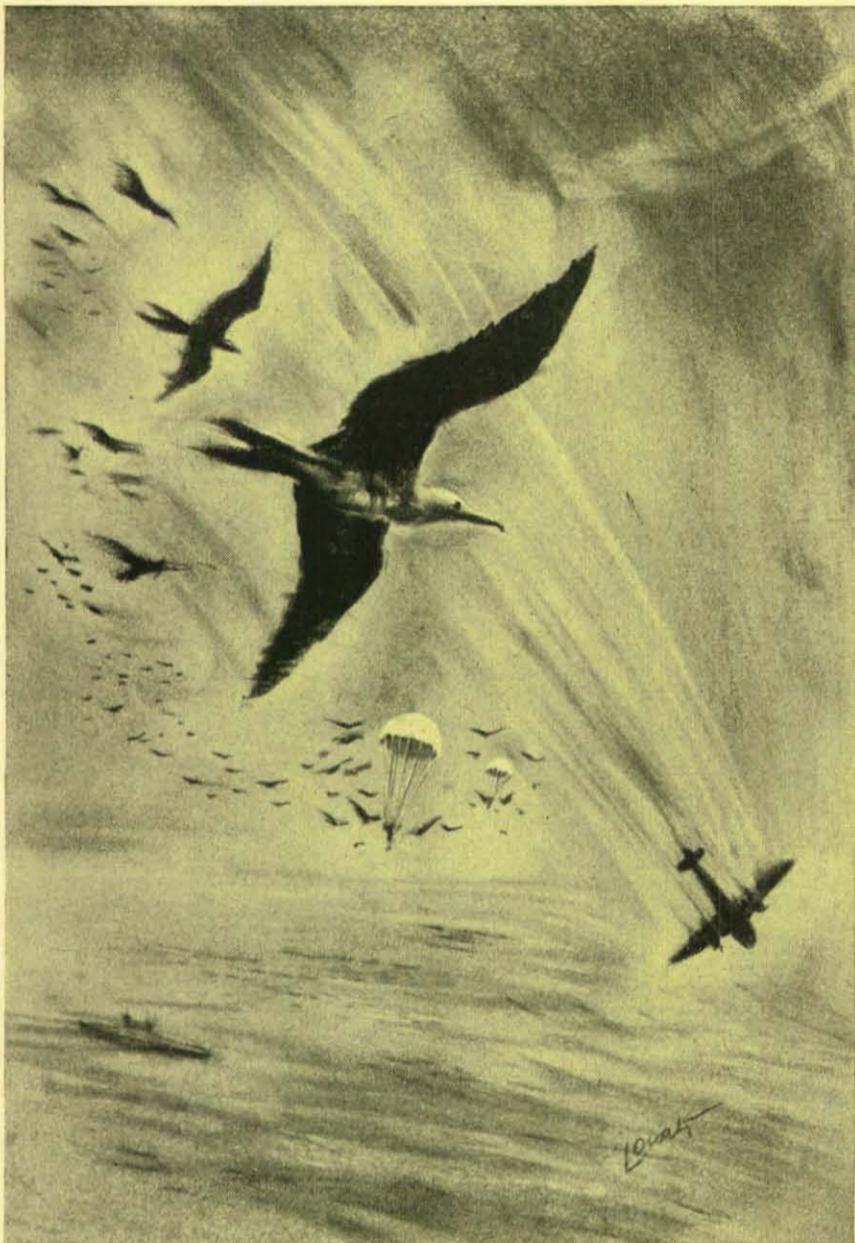


Auf den Spuren rätselhafter Flugzeugunglücke

VÖGEL GREIFEN AN - FLIEGER STÜRZEN AB

► VÖGEL GREIFEN AN -

Gefährliche Zwischenfälle auf den Luftverkehrsstraßen der



Mit rasender Geschwindigkeit stürzt die Beobachtungsmaschine in die Tiefe. Die beiden Piloten hatten gerade noch Zeit auszusteigen, als der Schwarm der großen Fregattvögel in die Propeller flog. Dann griffen die Tiere die Fallschirme an.

Aus verschiedenen Gegenden der Welt kommen wiederholt alarmierende Nachrichten. Schwärme größerer Vögel sind mit Flugzeugen zusammengestoßen. In einigen Fällen mag es Zufall gewesen sein. In anderen dagegen haben Vögel die Flugzeuge mit sehr viel Geschick direkt angegriffen, sei es nun, daß sie die Maschinen für gefährliche Raubtiere hielten oder die Luft als ihr ureigenstes Gebiet ansahen. Aus der Panama-Gegend, aus Neuseeland und ebenfalls von der kalifornischen Küste werden solche Vorgänge berichtet. In England läßt die Royal Air Force Flugzeuge, die von Raketen angetrieben werden, gegen aufgehängte tote Vogelkörper rasen, um die Wirkung des Aufpralls zu studieren. In Amerika hat man mit einer sogenannten Geflügelkanone Versuche angestellt. Vögel gegen Flugzeuge — ein ungleicher Kampf? Unser Tatsachenbericht schildert u. a. einen von vielen Zwischenfällen, bei dem die Vögel den Riesenvogel des Menschen besiegt und zum Absturz gebracht haben.

Die beiden Flieger Allan Cut und Tim Cowler befanden sich auf einer der Inspektionsfahrten, wie sie ab und zu von den Fluglinien durchgeführt werden. Die beiden Piloten überflogen das Karibische Meer und nahmen Richtung auf Colona. So eine Fahrt ist ziemlich eintönig, und die Piloten begrüßten es, als sie den fahrplanmäßigen Personendampfer „Pereira“ sichteten.

Wir geben jetzt den Bericht des Fliegers Tim Cowler: „Wir hatten den Touristendampfer gesichtet; Allan Cut rief mir zu: „Steuern wir das Schiff an, Tim, überrunden wir es und legen den Leuten ein paar Loopings hin; es ist für sie und für uns ein Zeitvertreib; der Kapitän wird uns dankbar sein, wenn wir seinen Passagieren ein wenig Unterhaltung bieten.“

Wir flogen also dem Schiffe entgegen, und als wir über der „Pereira“ waren, machten wir einige Runden, gingen dann höher hinauf und führten ein paar Loopings aus. Die Passagiere winkten begeistert mit Tüchern, Hüten, oder was sie sonst gerade bei der Hand hatten und jubelten uns zu, wenn wir uns dicht über Bord befanden. Wir fühlten uns wie Schauspieler auf einer Bühne, die für ihre Vorführungen beklatscht werden. Wir winkten fröhlich zurück, und als wir glaubten, genügend Vorstellung geben zu haben, flogen wir in Richtung Colona davon. Plötzlich schrie Allan mir zu: „Tim! Achtung! Wir werden angegriffen!“

Es folgt die Aussage eines Augenzeugen des furchtbaren Kampfes, der sich in der Luft abspielte. Der Schiffspassagier Juan Cortez, der bei diesem Drama die größte Ruhe bewahrte, konnte klar und genau folgendes angeben:

„Wir alle hatten uns über die Vorstellung, die uns die Boys geliefert hatten, gefreut, denn sie bedeutete eine nette Abwechslung der eintönigen Fahrt. Wir blickten mehr oder minder interessiert dem Flugzeug nach, als aufgeregtes Rufen einiger Mitreisender ertönte. Sie deuteten dabei auf die sich langsam entfernende Maschine und gestikulierten heftig mit den Händen. Ich nahm einen Feldstecher vor die Augen und bekam das Flugzeug genau ins Blickfeld. Viele dunkle Punkte bewegten sich um den Apparat herum. Ich stellte mein Glas genauer ein und erkannte Fregattvögel. Es mochten an die hundert Tiere sein. Ein vielstimmiger Aufschrei erscholl, alle glaubten wir, das Flugzeug stürze ab, denn es sackte in rasender Geschwindigkeit in die Tiefe. Aber nun ging es in einen Gleitflug über. Die Piloten hatten sich offenbar im Sturzflug von den Vögeln gelöst und versuchten jetzt, sich in größere Höhe hinaufzuschrauben, um den Tieren aus dem Weg zu kommen.

Vergeblich! Die Vögel — wir alle hatten gedacht, sie seien dem Flugzeug zufällig in den Weg geraten — entwickelten eine eigenartige Taktik, und wir erkannten, daß es sich hier um keinen Zufall handeln konnte — sie schienen dem Flugzeug entgegengeflogen zu sein. Einige waren der Maschine im Sturzflug gefolgt, andere, etwa acht an der Zahl, gingen auf Höhe, und die restlichen flogen die Maschine direkt an. Ein atemberaubender Kampf begann. Die Piloten versuchten mit kunstvollen Schleifen und Sturzflügen sich von den Angreifern zu befreien. Vergeblich! Die Fre-

gattvögel, die ja die anerkannt besten Flieger ihrer Gattung sind, verstanden es mit meisterhafter Strategie, dem „Feind“ immer wieder den Weg zur Höhe zu verlegen. Die Piloten mußten all ihre Kunst aufwenden, um einen Zusammenstoß zu vermeiden.

Die Erregung der Passagiere nahm immer mehr zu. Das Schiff hatte auf Befehl des Kapitäns Volldampf gegeben, um möglichst schnell die Kampfstätte zu erreichen und zur Stelle zu sein, falls die Boys abstürzten. Aber immer noch verstanden es die beiden, einem Zusammenstoß mit den Vögeln, der für die Propeller hätte verhängnisvoll werden können, zu entgehen. Wieder ertönte ein vielstimmiger Aufschrei der Passagiere. Die Vögel, die sich in größere Höhe begeben hatten, kamen in rasendem Sturzflug herab und direkt in die Propeller. Ich konnte mit meinem Glas das Splittern erkennen. Die Maschine stürzte vornüber und hinab ins Meer. Das Schicksal der Flieger schien besiegelt.

Da ging ein Aufatmen durch die Zuschauer. Zwei Punkte lösten sich von dem abstürzenden Flugzeug, zwei Fallschirme öffneten sich und schwebten langsam in die Tiefe. Wenn wir die Stelle erreichten, bevor die beiden ins Meer fielen, waren sie gerettet. Nur noch wenige hundert Meter trennten uns von der Unglücksstelle. Der Kapitän ließ zwei Boote fertigmachen, die heruntergelassen werden sollten, um die Piloten aus dem Meer zu fischen.

Aber wieder erscholl ein vielstimmiger Aufschrei. Die Vögel, die erst dem abstürzenden Flugzeug gefolgt waren, kamen zurück und griffen die Fallschirme an. Die Boys versuchten durch schaukelnde Bewegungen mit den Beinen den Angreifern auszuweichen. Aber das war nur ein kläglicher Versuch, denn diese Bewegungen verursachten nur ein langsames Schwenken, das die Vögel nicht behindern konnte. Wie rasend stürzten sie auf die Fallschirme zu, schlugen mit den Flügeln nach den Piloten und hackten mit den Schnäbeln auf sie ein. Es war ein furchtbarer, aber einseitiger Kampf, denn die Menschen an ihren Fallschirmen konnten sich nicht wehren. Etwa 30 Meter über dem Meer schwebten sie. Wir hatten es nicht mehr allzu weit zur Unglücksstelle, als die Fallschirme ins Meer stürzten. Die Vögel hatten ihren Zweck erreicht und flogen weiter. Wir waren angehangelt; der Kapitän ließ die Boote herab, und die beiden wurden geborgen; der eine aber nur noch als Leiche. Die Vögel hatten seinen Körper fast völlig zerfetzt; es war Allan Cut. Tim Cowler hatte, wie der Bordarzt feststellte, 23 Schnabelhiebe abbekommen, die vernäht wurden. „Er wird am Leben bleiben“, bestätigte der Arzt, „aber seinen Beruf als Flieger wird er kaum noch ausüben können.“

Was die Vögel zum Angriff auf das Flugzeug gereizt hatte, konnte nicht festgestellt werden. Der überlebende Pilot war der Ansicht, daß seine Kameraden auf ihren Inspektionsflügen wohl aus Langeweile auf die Vögel geschossen und sie sozusagen zur Rache gereizt hatten. *

Um fünf Uhr in der Frühe tuckerte eine kleine Motorbarkasse durch die Wellen auf ein Flugzeug von beträcht-

FLIEGER STÜRZEN AB

Welt • Ein Tatsachenbericht von Hans Achim Camesasca

lichen Ausmaßen zu, das auf der Dü-
nung auf und ab schaukelte. Es war
ein Marine-Kampfflugzeug von 2400 PS,
ausgerüstet mit Maschinengewehren
und Fünfundzweigmetergeschützen auf
drehbaren Panzertürmen.

Das Motorboot legte an, Mr. Perkins
kletterte über den Laufsteg an Bord
und wurde von dem Kommodore Os-
borne in Empfang genommen.

„Wir haben nur noch auf Sie gewar-
tet, Mr. Perkins. Jetzt kann es losge-
hen, und ich versichere, es wird eine
spannende und abenteuerliche Fahrt.
Kommen Sie, ich habe Ihnen einen Sitz
bereitstellen lassen, von dem aus Sie

alle Ereignisse verfolgen können. Auf-
passen, Mr. Perkins, wir starten.“

Perkins sah gespannt zum Fenster
hinaus und bemerkte fünf weitere Rie-
senvögel, die startbereit rechts und
links wasserten.

„Anschlallen!“ befahl Osborne.
Schon sprangen die Propeller an, und
jeder Laut erstarb im Donnergetöse
der Motoren. Die Mannschaft begab
sich an ihre Plätze, und Perkins konnte
genau feststellen, wo die Bordwaffen
versteckt waren. Ein Mann der Besat-
zung kletterte in den sogenannten
Topf, der am unteren Teil des Flug-
zeugs befestigt war und ein Dreifach-

maschinengewehr enthielt. Der Topf
war eingerichtet, um Feinde, die das
Flugzeug von unten her angriffen, ab-
wehren zu können.

Ein anderer Mann ging nach oben,
wo über den Tragflächen ebenfalls ein
Maschinengewehr angebracht war. Je
zwei und zwei Mann verteilten sich
nach rechts und links und krochen in
die Geschütztürme.

Ein neues Kommando ertönte. Per-
kins sah zum Fenster hinaus und be-
merkte, wie das Wasser an ihm vor-
beischoß. Er fühlte ein unentwegtes
Schwanken und ein merkwürdiges Ge-
fühl in seinem Magen. Auf einmal

schien das Meer schief zu stehen; das
Schwanken hörte auf, sie flogen. Das
Uebelkeitsgefühl nahm ab. Perkins legte
sich bequem in seinem Sessel zurück,
griff zu einem Schreibblock, zog ein
Etui hervor, das er aufklappte, und aus
dem 20 gespitzte Bleistifte hervorlug-
ten. Er wählte einen davon aus und
murmelte: „Von mir aus kann es jetzt
losgehen mit den Zwischenfällen.“

Osborne tippte Perkins auf die
Schulter und deutete auf ein Paar
Kopfhörer. Perkins begriff und legte
sie um. Osborne bewegte einen Hebel,
und damit war Perkins an die Emp-
fangsstation angeschlossen.

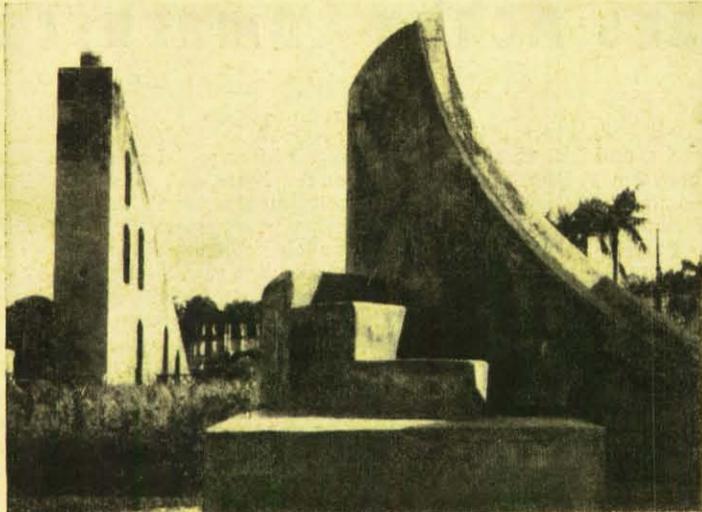
Fortsetzung Seite 17



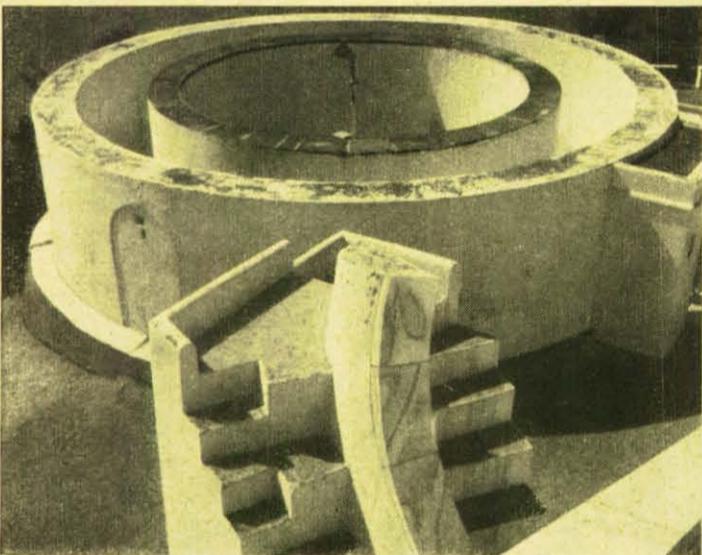
Ein schauriges Erlebnis! Mit lauten Schreien fliegen die Fregattvögel in das sichere
Verderben. Der Propeller zerlegt die Vogelleiber, Federn wirbeln durch die Luft.

Aber nichts kann die besessenen Tiere zurückhalten. Immer neue Schwärme greifen
das Flugzeug an und ruhen nicht eher, bis der „Feind“ besiegt ist und abstürzt.

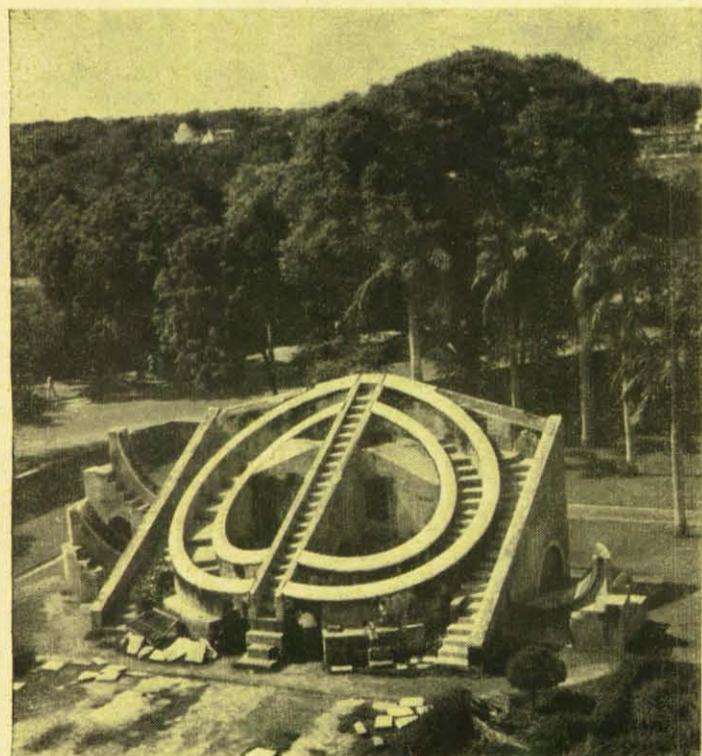
Die Sternwarten des Maharadschas



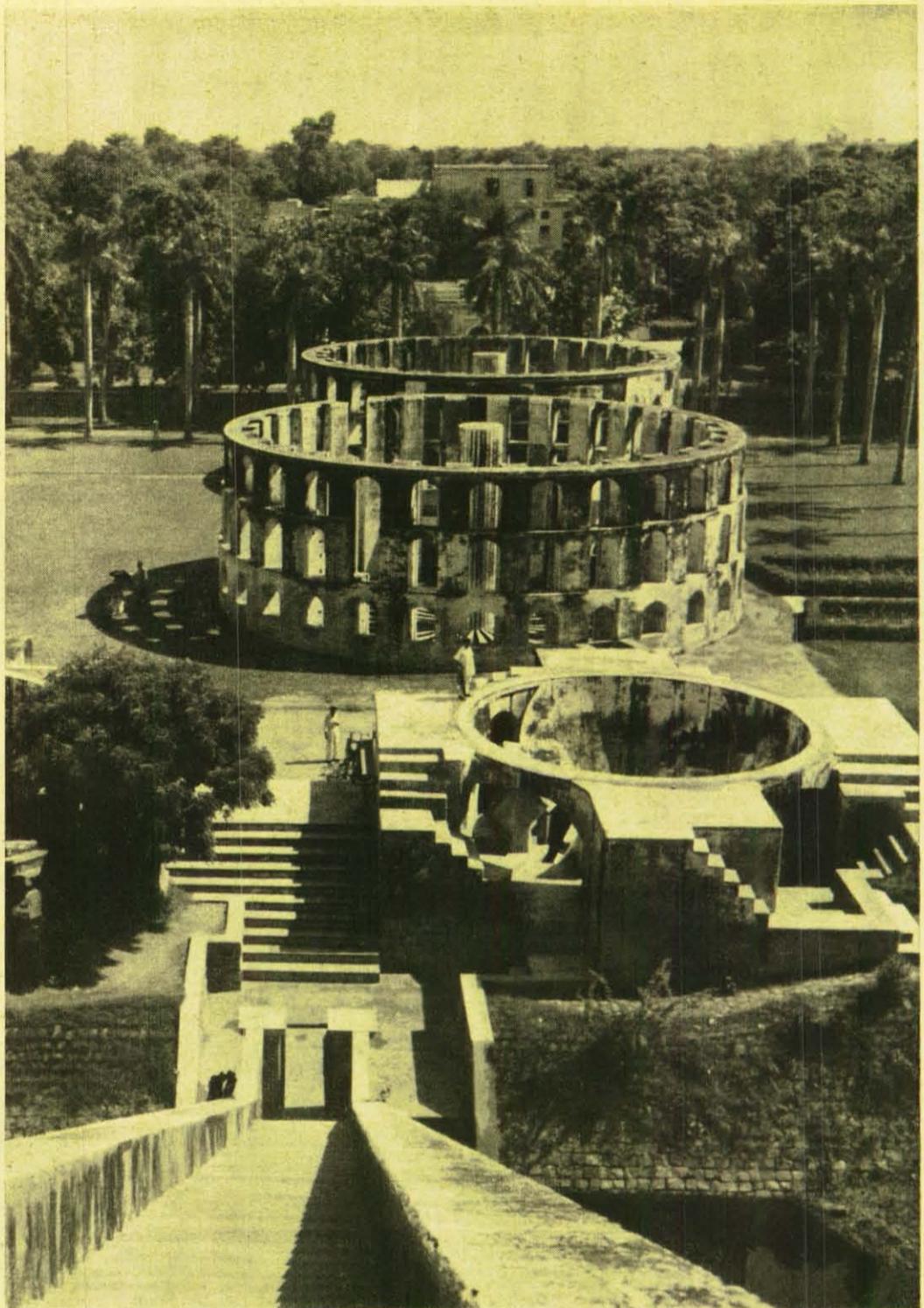
Großzügige Schwingungen und bizarre Linien geben ellichen Bauten der Sternwarte in Delhi ein Gepräge, das dem kühnen Formwillen berühmter Architekten unserer Tage nahekommt. Die Pläne zu den aus Marmor, Ziegeln und Zement errichteten astronomischen „Instrumenten“ hat der Maharadscha selbst entworfen. Der Fürst war Forscher und Architekt.



Der Wind der Jahrhunderte hat die feine Gradeinteilung auf dem weiten Rund des Mauerwerks noch nicht verwischt. Leuchtend weiß, einer Zisterne gleich, steht diese Uhr in der indischen Stadt Ujjain. Wenn die Sonne scheint, lassen sich heute noch ihr Stand genau ablesen wie auch Tag- und Nachtgleiche berechnen. Eine Uhr, die niemals stehenbleibt!



Die geniale Konstruktion dieses Baukomplexes erfüllte die Aufgaben von fünf verschiedenen Meßapparaten. Die symmetrische Anlage ist nicht weniger als 20 m breit. Ihr herzförmiger Mittelteil diente zur Messung des Neigungswinkels der Sonne. Sinnvolle Treppenanlagen ermöglichten die einzelnen Beobachtungen für eine genaue Erforschung der Sternenwelt.

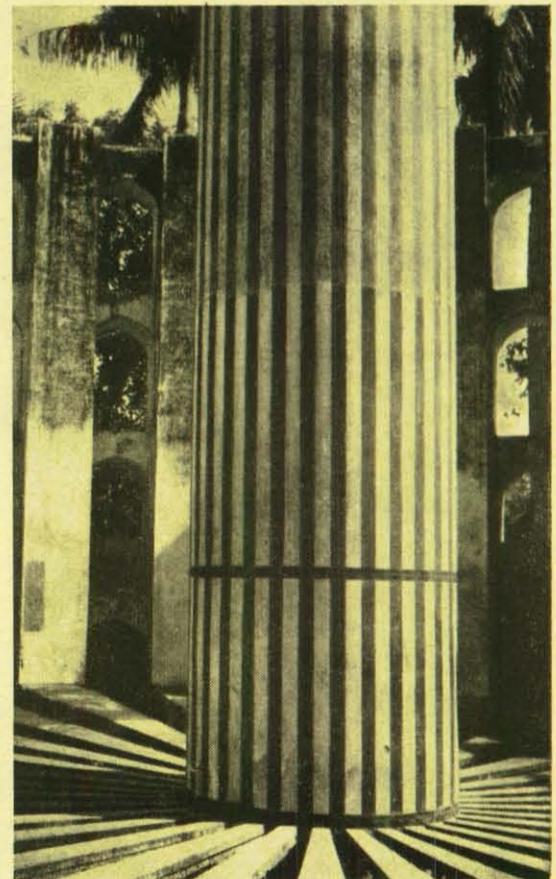


Die Sternwarte zu Delhi, in den Palmengärten des Maharadschas, besteht aus mehreren Bauten. Einige dieser Instrumente aus Stein, die dem Kolosseum in Rom gleichen, werden „Arenen der Sterne“ genannt. Ein poetischer Name!

Der Magier auf dem Thron

Wie der Polarstern am nächtlichen Himmel dem Seefahrer auf stürmischem Meere die Richtung weist, so haben die Fürsten der Welt durch Magier die Gestirne befragen lassen, um ihr Staatsschiff durch das Wechselspiel der Geschicke zu lenken. Politische Feste und religiöse Feiern richteten sich nach dem Lauf der Sterne. Mars regierte den Krieg und Venus den Frieden. Als der Maharadscha Jai Singh II. 1707 den indischen Thron bestieg, kam in Delhi ein Mann zur Regierung, der als Herrscher und Feldherr nicht genannt zu werden verdient. Als Sternkundiger und Architekt jedoch ist er unsterblich.

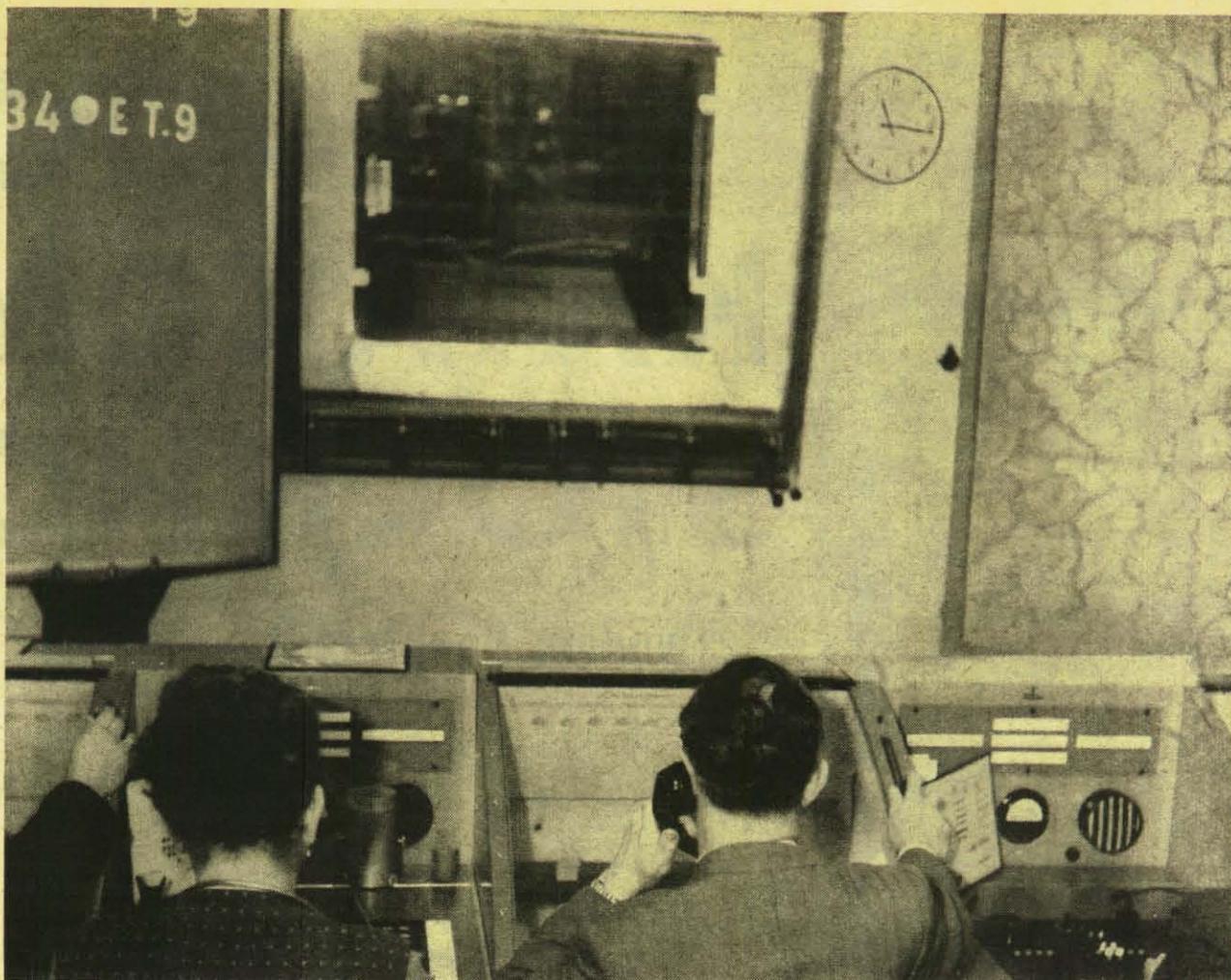
In alter Zeit waren die Sternkundigen (Astronomen) zumeist auch Sterndeuter (Astrologen). Während sich heute beide befenden, der Sterndeuterei hat der Maharadscha entsagt und sein Leben der Erforschung der Gestirne gewidmet. In Delhi, Benaris und anderen Städten seines Landes errichtete er kunstreiche Sternwarten, die uns wie Schöpfungen moderner Architekten anmuten. Es sind riesige, in ihrer Zeit unübertroffene Instrumente in Stein, die der Magier auf dem Thron selbst entwickelt hat. Das Rauschen der Palmen drang herüber, wenn in einsamer Nacht seine Gedanken um den Lauf der Gestirne kreisten.



In der „Arena der Sterne“ steht eine Säule, deren schwarz-weiße Zeichnung den Wand- und Fensterstreifen des äußeren Mauerrundes entspricht. Strahlenartig überträgt ein Steinrost von der Säule aus die Gradeinteilung.

Wenn die Sirenen heulen...

Der Führungsraum ist bereit. Der Warnamtsleiter und seine Gehilfen sitzen an ihren Geräten. In der Mitte des Bildes erscheint die Karte, auf der der „Feindverband“ sich in Flugrichtung bewegt und verfolgt werden kann. Links, auf der sogenannten Lichtzeichen-Tafel, werden wiederum taktische Zeichen für diesen Verband eingeblendet, die Auskünfte über die Art der Flugzeuge, Zahl, Flughöhe und anderes geben. Und rechts befindet sich eine Karte, auf die die Warnbezirke eingetragen sind. Der Warnamtsleiter und seine Gehilfen lösen je nach der Luftlage den Alarm für ihren jeweiligen „Bezirk“ an ihren Plätzen aus. Der Warnamtsleiter spricht außerdem noch „Reportage“, das heißt, er unterrichtet über Lautsprecher die an den „Endstellen“ angeschlossenen Luftschutz-Führungsstellen, Industrie-, Versorgungs- und Verkehrsbetriebe, Krankenhäuser, Verwaltungen und Behörden über die jeweilige Luftanlage einzelner Bezirke.



Soeben läutet eine Meldung ein. Eine militärische Radarstation — später werden es vielleicht auch noch Luftbeobachtungsposten tun — hat einen einfliegenden „Feindverband“ ausgemacht. Die Helferin blickt auf die links von ihr aufleuchtende Karte und verfolgt die Flugrichtung, während sie mit der rechten Hand über ein kompliziertes System im Innern dieses Kartengeber-Tisches die Meldung auf die große Karte im Führungsraum einblendet.



Kühler Kopf ist für den Warnamtsleiter und seine Gehilfen die Hauptsache. Sie dürfen in keiner noch so bedrohlichen Situation die Nerven verlieren. Von ihrer Präzisionsarbeit hängen die Leben von vielleicht Hunderttausenden ab. Aufmerksam bedienen sie deshalb die ausgeklügelten Apparate. Ein anstrengender Dienst!

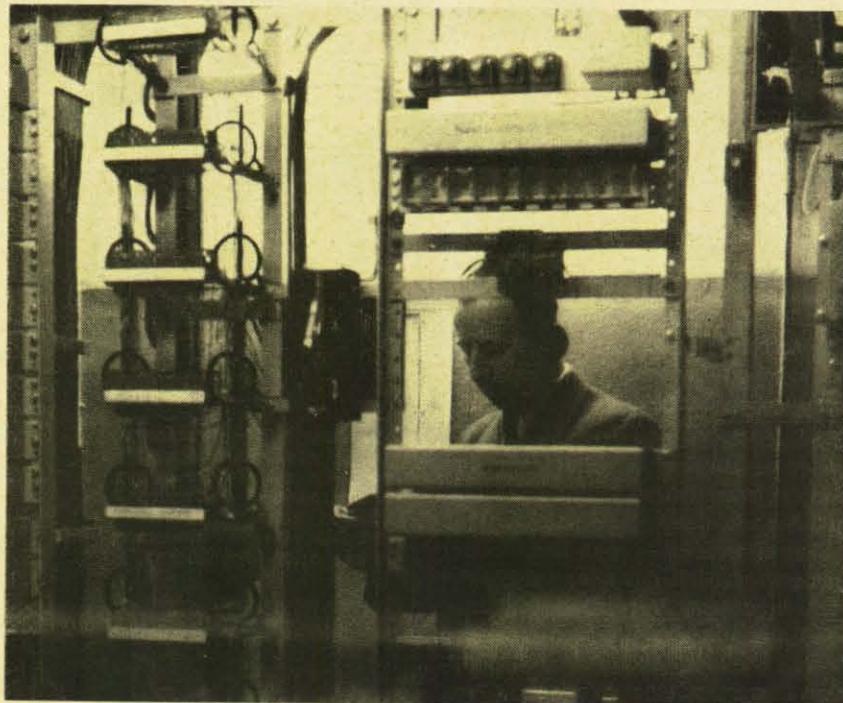
Im Versuchsamt der Bundesrepublik

Keine Angst, die Sirenen heulen nicht. Noch nicht. Aber könnten sie nicht eines Tages plötzlich...? Kein Mensch mit ehrlichem Gewissen kann das verneinen. Deshalb müssen wir uns rüsten, daß die Sirenen — wenn sie schon heulen müssen — rechtzeitig ihre Warnungen über die Dächer unserer Städte senden. Das ist heute nicht mehr so einfach wie früher. Einfliegende Flugzeuge mit verderblicher Last sind heutzutage schneller als sie jemals waren. Also muß das Warnsystem auch schneller funktionieren als jemals zuvor. So wie die fortschreitende Technik die Angriffstaktik der Flugzeuge änderte, so hat die Technik auch die Abwehr verändert. Jede neue Bedrohung fordert auch neue Schutzmaßnahmen heraus.

In einer der nordrhein-westfälischen Städte — in einem Versuchsamt — werden zum Beispiel neue Warnanla-

gen erprobt. Tief unter der Erde stehen die geheimnisvollen Apparate. Nur wenige Ingenieure haben Zutritt. Sie sind Experten ihres Berufes, Wissenschaftler fast, und in mühseliger Kleinarbeit, in unzähligen Übungen prüfen sie die von der Industrie entwickelten Geräte. Unser Reporter wohnte einer solchen Übung bei. Eine militärische Radarstation hatte den Einflug eines „feindlichen“ Verbandes geortet und ihn sofort an das „Warnwerk“ gemeldet. Hier nun — in unserem Versuchsamt — wurde auf Tasten gedrückt, lautlos blitzten Lichtzeichen auf. Auf einer großen, indirekt beleuchteten Karte erschienen die Zeichen für diesen Verband. Auf einer Tafel wurden die Flugzeuge, ihre Art, ihre Zahl, ihre Flughöhe und was man sonst alles noch wissen muß, verzeichnet. Und der Warnamtsleiter löste schließlich den

Fortsetzung Seite 6



Geheimnisvoll sehen die Apparaturen der Relaisgestelle des Versuchsamtes aus, über die die gesamten Warnungen vollautomatisch laufen. Kontrolleinrichtungen überwachen außerdem das reibungslose Funktionieren und zeigen Störungen an. Die Ingenieure des Versuchsamtes warten deshalb fortwährend die hochempfindlichen und kostbaren Geräte.

Wenn die Sirenen heulen ...

Fortsetzung von Seite 5



Der Luftschutz-Sachbearbeiter eines Betriebes hört aus seinem kleinen Lautsprecher (an seiner linken Hand) die Luftlage des Warnamtsleiters mit und gibt schon vor Auslösung des Alarms per Telefon die entsprechenden Anweisungen für sein Werk — hier jedoch nur provisorisch.

Luftalarm — unhörbar natürlich — aus. Nebenbei gab ein Mitarbeiter rund 1000 „Endstellen“, den an ein besonderes Warnnetz angeschlossenen Luftschutzführungsstellen, Industrie-, Versorgungs- und Verkehrsbetrieben, Krankenhäusern u. a. m. eine sogenannte „Reportage“. Das heißt, über Lautsprecher vermittelte er den Luftschutzsachbearbeitern an den Endstellen die „Luftlage“, damit diese entsprechende Maßnahmen — evtl. schon vor der öffentlichen Warnung — für ihren Betrieb treffen konnten.

Aus den bei solchen Übungen erworbenen praktischen Erfahrungen gewinnen der Warnamtsleiter und seine Mitarbeiter wichtige Aufschlüsse. Was muß geändert werden — was kann besser gemacht werden, das alles entscheidet sich in diesem Versuchsamt. Einmal wird deshalb das Versuchsamt zum Muster eines endgültigen „Warnamtes“ werden, eines Warnamtes, von denen man in der Bundesrepublik etw. wird.

DIE ATOM-KATAKOMBEN STOCKHOLMS

Schwedens Hauptstadt — für den Ernstfall gerüstet...

Der Himmel und die Vernunft der Politiker mögen verhüten, daß jemals auf Stockholm — oder irgendeine andere Stadt der Erde — Atombomben fallen“, sagt mein Freund Axel Nilsson zu mir, „aber wir Schweden haben uns auch für diesen Ernstfall gesichert.“

Wir befinden uns in dem teils mehr, teils weniger eiligen Strom der Fußgänger auf dem Katarinavägen. Das ist eine breite, stark befahrene Straße in Stockholm. Axel will mir den größten, modernsten atom-sicheren Bunker Schwedens zeigen.

„Wir sind gleich da“, versichert er.

Wir kommen an weiträumigen, licht und locker gebauten Hochhäusern vorbei. Ich sehe eine Art Brückensteg, der die Straße in ziemlicher Höhe kreuzt und einen steilen Berg, der sich verblüffend plötzlich zwischen die Häuser schiebt. Zickzackbänder und breiter Treppen führen nach oben, und in Straßenhöhe öffnen sich zwei halbrunde tunnelartige Eingänge. Dazwischen steht in Leuchtschrift ein Namenszug „Katarinaberget — Katarinenberg“. Außerdem sieht man die Ankündigung von Auto- und Benzindiensten, aber nichts, was an einen Bunker erinnert.

„Hier ist es“, sagt mein Begleiter.

„Aber das ist doch eine Garage“, antworte ich verblüfft.

„Natürlich“, Axel lacht. „Eine Großgarage. Sie ist im Januar fertig geworden. Die IC, das ist eine Stockholmer Einkaufsvereinigung, hat sie für 35 Jahre gemietet. Man hat den Berg ausgesprengt. Stell' dir vor: mehr als 105 000 Kubikmeter Gestein mußten herausgeschafft werden. Das waren mehr als 50 000 Autolasten.“

„Ein teurer Spaß!“

Axel nickt gleichmütig: „Stimmt! Das Sprengen allein hat 3,5 Millionen Kronen gekostet, die ganze Anlage 21 Millionen. Die Mieten bringen einen Teil der Baukosten wieder ein.“

„Und der Rest...?“

„Der Rest ist für unsere Sicherheit angewendet worden...“

Jetzt begreife ich.

Wir stehen vor dem größten und modernsten Luftschtzbunker Schwedens, vielleicht sogar der Welt. Ein Land, das sich 150 Jahre aus allen europäischen Kriegen herausgehalten hat, ein Land, das gewiß nicht mehr — eher weniger bedroht ist als seine Nachbarn, hat sich diesen gewaltigen Schutzbau für die Zivilbevölkerung seiner Hauptstadt geleistet. Nicht aus Furcht, aus Vorsicht. Die Atombombe existiert — hat man sich gesagt. Also

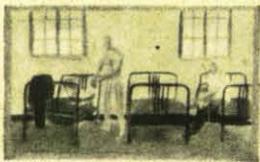
kann sie auch eines Tages eingesetzt werden. Da gibt es nur eins: Vorsorge, Vorplanen, gerüstet, nein — geschützt sein für den Notfall.

„Die Großgarage ist natürlich nur ein Teil dieses unterirdischen Bauwerks“, erklärt mir Axel. „Anderthalb Kilometer weit führt es in den Berg hinein.“

Die Einfahrt am Katarinavägen ist natürlich nicht der einzige Zugang. Der Stollen ist mit den umliegenden Straßen und Plätzen durch Treppen und Gänge verbunden. Mehr als 20 000 Menschen faßt der Katarinenberg. Über 5000 könnten hier sogar längere Zeit leben. Für Betten, sanitäre und hygienische Einrichtungen ist gesorgt. Riesige Lebensmittelmengen sind eingelagert...

Zur Besichtigung gibt man uns sogar einen Führer mit. Herr Lind ist ein freundlicher Mann, der uns zunächst am Eingang Svartensgatan an sogenannten Panik-Barrieren vorbeiführt. „Die sind eigens eingerichtet, damit die Leute im Ernstfall nicht wahllos in die Schutzräume drängen und alles verstopfen“, erklärte er. Wir passieren mächtige Türen. „Die halten selbst den größten Druckwellen stand, mit denen bei Atombombenangriffen zu rechnen ist“, meint Herr Lind. „Jede Türhälfte

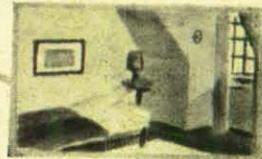
Bei größeren Katastrophenfällen ist die Unterbringung der Obdachlosen in Herbergen vorgesehen...



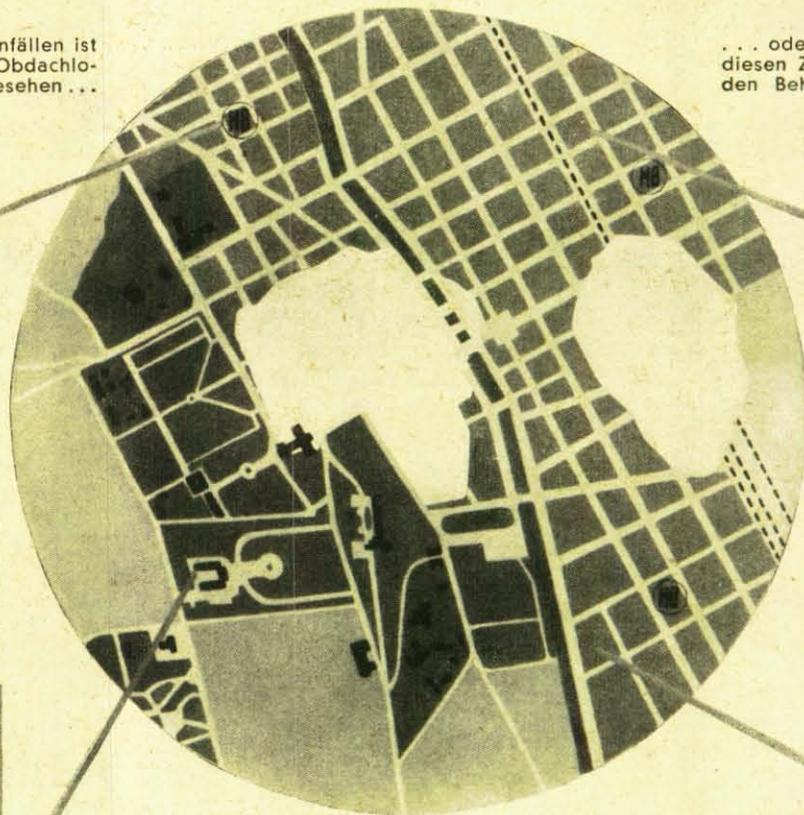
Ein schwieriges Problem wird die Verpflegung sein, da die Zufuhr von Lebensmitteln zeitweise stocken kann. Ausweichmöglichkeiten: Restaurants oder Feldküchen.



... oder in Privatquartieren, die für diesen Zweck lange Zeit vorher von den Behörden erfaßt worden sind.

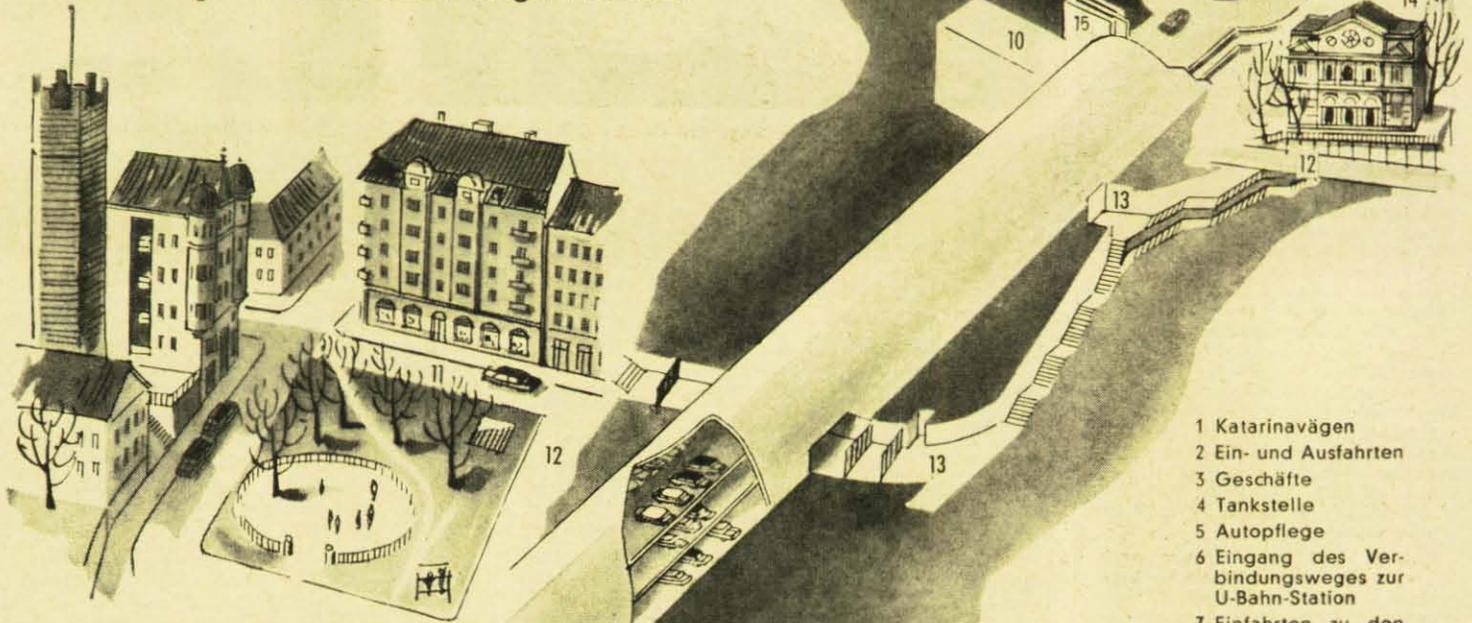


Für die Zusammenführung auseinandergerissener oder zersprengter Familien sorgt eine besondere Dienststelle, die bei Nachforschungen praktische Hilfe leisten soll.

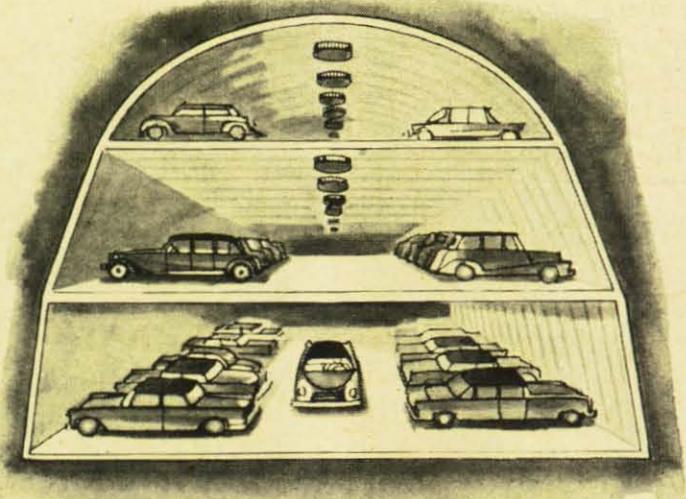
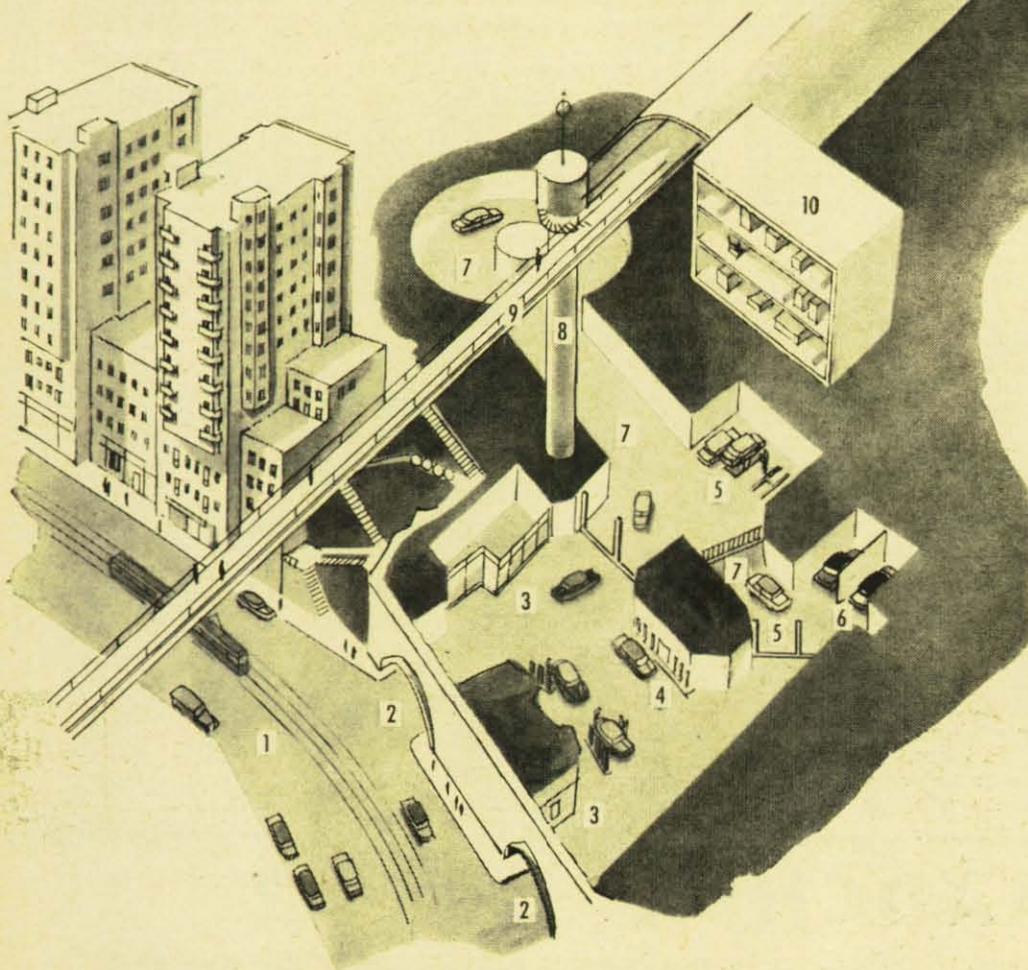


Ausschnitt aus dem Versorgungsplan schwedischer Städte für den Ernstfall (HB = Herberge)

Die schwedische Hauptstadt verfügt über eine weitreichende Katakombenanlage, die teilweise sechs Stockwerke umfaßt und die Hälfte der Einwohner atomsticher beherbergen kann. Kraftwerke, Wasser- und Klimaanlage sichern das Leben der „in die Tiefe“ Evakuierten. Die Verpflegung wird durch Großküchen mit dazugehörigen riesigen Lagerhallen und Magazinen für Nahrungsmittel, Bekleidung und Medikamente gesichert. Es gibt Krankenhäuser, Kinderheime und Aufenthaltsräume. Ein ganzes Viertel nimmt Büros und Werkstätten auf, denn ein großer Teil der Arbeit muß weiterlaufen, wenn der Ernstfall eintreten sollte. Diese unterirdische Stadt würde sogar einen längeren Aufenthalt eines Teiles der Bevölkerung in Atomsicherheit möglich machen.



- 1 Katarinavägen
- 2 Ein- und Ausfahrten
- 3 Geschäfte
- 4 Tankstelle
- 5 Autopflege
- 6 Eingang des Verbindungsweges zur U-Bahn-Station
- 7 Einfahrten zu den drei Tunnel-Etagen
- 8 Aufzüge
- 9 Steg zum Aufzug
- 10 Maschinenhäuser
- 11 Svartensgaten
- 12 Eingangstreppe
- 13 Detonationstaschen
- 14 Andreaskirche
- 15 Betontüren



Querschnitt durch die tunnelartige Schutzanlage im Berginneren, die jetzt als Großgarage dient.

wiegt 27 Tonnen.“ Im Zickzack geht es weiter. Alle Personeneingänge sind nämlich in geraden Winkeln angelegt. Alles, um die Druckkraft detonierender Bomben zu brechen. Zu dem Zweck wurden in manche Winkel auch noch sogenannte Druckwellentaschen (tote Winkel) gesprengt.

Wir besichtigen die beiden Brunnen, mit deren Hilfe die Trinkwasserversorgung geregelt wird. Einer ist 60 Meter tief, der andere 90 Meter. Ein besonderes Maschinenhaus sorgt für gleichmäßige Temperatur. Das hierzu benötigte Wasser wird vom Strömen, einem seeartigen Gewässer mitten in Stockholm, heraufgepumpt und in ein Kühlbassin weitergeleitet. Die Berg-

räume sind taghell erleuchtet. Für den nötigen Strom sorgt eine eigene Anlage mit sieben Generatoren.

An den Enden des Tunnels gibt es wohnungshohe Maschinenhäuser. Hier wird die benötigte Außenluft gefiltert und gereinigt und im Ernstfall von Giftstoffen und radioaktiver Substanz befreit. Die Aufzüge und Türen werden durch eine eigene Fernsehanlage überwacht.

Was mir am meisten auffällt: die Wände der einzelnen Abteilungen sind in verschiedenen Farben bemalt. Es sind alle Farben, von denen die Psychologen behaupten, daß sie beruhigend auf die Menschen einwirken.

Zum Schluß erfahren wir noch, daß

Architekt Allan Werner, der Erbauer des Schutzraumes, den ersten Bleistiftstrich am Plan im Jahre 1950 getan hat. Am 1. August des folgenden Jahres wurde er mit den staatlichen-Zivilverteidigungsstellen besprochen, und die erste Sprengung wurde 1952 durchgeführt.

Herr Lind drückt uns eine Nummer

der Zeitung „Expressen“ in die Hand. Darin ist ein Querschnitt der Bunkeranlage abgebildet, denn die Einrichtung dieser Schutzräume soll für Schweden keine Geheimwissenschaft sein. Wir haben nach den Angaben und Unterlagen dieser Zeitung die obenstehende Zeichnung anfertigen lassen.

Wie bisher wird die ZB ihre Leser auch in Zukunft über die Sicherheitsvorkehrungen des Auslandes in Wort und Bild laufend unterrichten.

WAHRE GESCHICHTEN

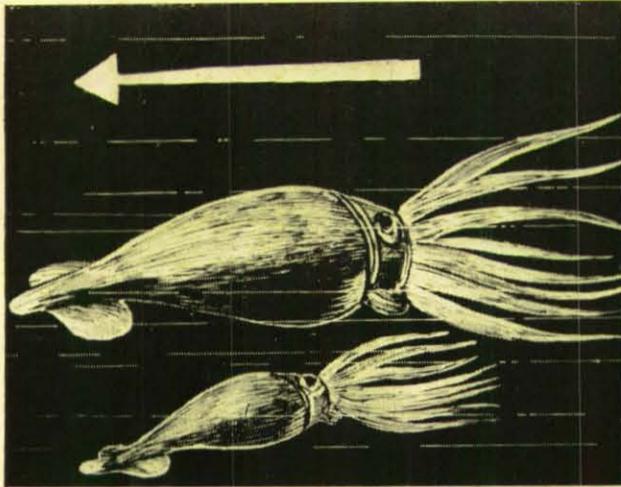
Niemand kann dem gerechten Richter entgehen

Der Arbeiter Vittorio Pagnola in Lecce/Süditalien, hatte von des Tages Last und Mühe Durst bekommen. „Ich trinke einen Vino“, sagte er deshalb zu seiner Frau und ging ein paar Schritte von seinem Haus fort zur Trattoria „La bottigligio rossa“. Dort saßen schon Enrico, Mario, Giuseppe, seine Kollegen und Freunde. Sie tranken einen. Sie tranken noch einen ... noch einen und immer noch einen ... Zwei, drei Stunden vergingen. Endlich erhob sich Vittorio wieder, etwas schwerfällig zwar, aber er erhob sich und tappte nach Hause. Doch seine Wohnungstür war verrammelt. Er rief, er klopfte, er donnerte mit seinen Fäusten an die Tür und brüllte. Zum Schluß rannte er schließlich die Füllung mit seinen breiten Schultern ein — und da sah er, warum ihm nicht geöffnet wurde. Seine Frau lag in einer Blutlache, neben ihr ein Beil unterm Tisch. Vittorio stürzte schreckensbleich davon und alarmierte seine Freunde in der Trattoria. Im Handumdrehen fuhr ein Krankenwagen an Pagnolas Wohnung vor. Aber es war schon zu spät. Die Frau starb im Krankenhaus, ehe sie das Bewußtsein wieder erlangte.

Dieser Mord passierte vor zwei Jahren und versetzte damals die Einwohner Lecces in Aufregung. Der Mörder wurde jedoch nicht ermittelt. Vor ein paar Wochen träumte nun Vittorio Pagnola einen seltsamen Traum. Ihm erschien seine Frau und erzählte, wie sie überfallen wurde und wer die Untat beging. Vittorio lief zu den Carabinieri. Die wiesen ihn nicht etwa ab. Sie hörten ihn genau an, beobachteten den im Traum genannten Mann, einen 23jährigen Bauern, sorgfältig und verhafteten ihn nach wenigen Tagen. Nach anfänglichem Leugnen gestand er die Tat ein.

Portier mit langem Gesicht.

Der Portier des Hotels „de France“ in Marseille schätzte berühmte Gäste. Sie verdienten gut, hatten meist glänzende Laune — und gaben schöne Trinkgelder, die wiederum den Portier in die beste Laune versetzten. Nur einmal, so heißt es, hat man den Hotelgewaltigen mit gerunzelter Stirn gesehen, und zwar erst kürzlich. Maurice Chevalier wohnte oft in „de France“, gab immer reichlich, nur eben kürzlich nicht. Der Portier wagte Herrn Chevalier höflich darauf aufmerksam zu machen, daß er letzters die doppelte Summe ausgeworfen habe, damit er, der Portier, auf seine Gesundheit trinke. „Aber dieses Mal fühle ich mich gesundheitlich bedeutend besser“, antwortete Chevalier ungerührt, lächelte und ging durch die Drehtür davon.



I Eine Tintenfischart bewegt sich durch den Rückstoß.



II Dieser Heronsball ist die allererste Dampfmaschine

Kleine Geschichte der Raketentechnik

Was man unter einer Rakete versteht, ist wohl den meisten bekannt, aber ihre Wirkungsweise kennen bestimmt nicht alle. Früher nahmen die Menschen an, daß eine ganz besondere Kraft die Bewegung der Raketen bestimme, denn ihnen waren die Gesetze der Physik noch unbekannt. Heute wissen wir, daß die Wirkungsweise der Raketen auf dem einen der Grundgesetze der Bewegung beruht, welche wir dem großen englischen Physiker Isaac Newton (1643—1727) zu verdanken haben, nämlich auf dem Rückstoß. Dieses Gesetz besagt, daß jede auf einen Körper wirkende Kraft eine ihr genau gleich starke und genau entgegengesetzte Kraft auslöst, mit anderen Worten, daß eine Kraft niemals einseitig in einer Richtung wirken kann. In ihrer einfachsten Form, wie sie uns allen von den Feuerwerksraketen her bekannt ist, besteht der Raketenkörper aus einer runden Papphülle, die mit einem raketenbrennenden Schwarzpulver gefüllt ist. Die Raketenhülle ist mit einem langen dünnen Holzstab fest verbunden, der den Zweck hat, die Rakete im Fluge in ihrer Richtung zu halten. Entzündet man nun den Laden an der Papphülle angebrachten Schieß, so fängt die Ladung Feuer, und ein starker Feuerstrahl schießt aus der Hülle heraus. Da, wie wir inzwischen gelernt haben, jedem Kraftstoß nach vorn ein gleicher Kraftstoß nach rückwärts die Rakete in die Höhe schießen läßt. — Die Raketen waren mit ziemlicher Sicherheit bereits den Chinesen um das Jahr 1000 n. Chr. bekannt. Sie sind von dort aus über den Vorderen Orient nach Europa gelangt. Sie haben sowohl für kriegerische als auch für friedliche Zwecke Verwendung gefunden. Neben Signal- und Rettungsraketen, die bereits ungezählten Menschen das Leben gerettet haben, denkt man heute auch daran, Raketen in den Dienst der Postbeförderung zu stellen. Schließlich sind in unserer Zeit Versuche im Gange, die Rakete zum Antrieb von Land-, Luft- und Wasserfahrzeugen zu verwenden.

Aber es sind nicht nur die Menschen allein, die darauf verfallen sind, sich das Gesetz vom Rückstoß für ihre guten oder bösen Zwecke nutzbar zu machen. Schon lange vor dem Auftreten des Menschen hat die große Lehrmeisterin aller menschlichen Technik, die Natur, dieses Gesetz angewendet; Bild I zeigt uns zwei Vertreter einer riesigen Tintenfischart. Diese Tiere werden etwa 6—7 m lang und leben im Nordatlantik. Sie bewegen sich (Pfeil) rückwärts — mit dem Kopf nach hinten —, indem sie mit großer Gewalt Wasser aus einem am Unterteil des Kopfes befindlichen „Siphon“ ausstoßen. Es ist also der Rückstoß dieses Wasserstrahls, der sie in Bewegung setzt. Besonders in Fällen der Gefahr entwickeln diese lebenden „Unterwasserraketen“ eine kaum faßbare Schnelligkeit.

Neben der Anwendung von Raketen in Kriegs- oder zu Belustigungszwecken berichtet uns die Geschichte von man-

nigfaltigen Versuchen, das Rückstoßprinzip zu technisch-praktischen Zwecken anzuwenden. Am bekanntesten ist wohl das sogenannte Aelopil oder der Heronsball, dessen Erfinder um das Jahr 300 v. Chr. von Alexandria gewesen sein soll, der etwa um das Jahr 300 v. Chr. von unserer Zeitrechnung gelebt hat. Diesen Heronsball kann man mit gutem Recht als die erste Dampfmaschine überhaupt bezeichnen oder genauer, als den Urahn der Dampfturbinen. Darüber hinaus ist der Heronsball aber auch der direkte Vorläufer eines anderen, sehr bekannten Gerätes, nämlich des Rasensprengers! Bei Betrachtung der Abbildung II wird man sogleich erkennen, daß Heronsball und Rasensprenger nach ein und demselben Prinzip wirken, nämlich dem Prinzip des Rückstoßes! Der Unterschied ist lediglich der, daß der Heronsball mit Dampf betrieben wird und der Rasensprenger mit Wasser. Leider besitzen wir keine ganz zuverlässigen Angaben darüber, wie der Heronsball in Wirklichkeit ausgesehen hat, d. h., wie er in seinen Einzelheiten konstruiert war, aber das ist schließlich auch nicht so sehr wichtig. Wahrscheinlich bestand die Anlage aus einem großen kupfernen oder bronzenen Kessel, der mit Wasser gefüllt wurde. Das Kesselwasser wurde durch ein Holzfeuer zum Kochen gebracht und der entstehende Dampf durch eine Hohlkugel geleitet, die auf der gegenüberliegenden Seite noch einmal durch ein abgewinkeltes Rohr gelagert war, so daß sie sich frei drehen konnte. Der in der Kugel befindliche Hochgepresste Dampf entwich durch 4 Röhren, die, wie Bild II zeigt, an den Enden nach rückwärts gebogen und so angeordnet waren, daß sie zur Drehachse der Kugel senkrecht standen.

Die ZB Nr. 12 bringt unter anderem:

Ausgesetzt!

2000 Piloten leben wie Steinzeitmenschen

Die Rache der Atome

Fortsetzung der großen Reportage: Der Mensch greift in Gottes Werkstatt

Die Letzten werden die Ersten sein

Das dramatische Schicksal eines Einsamen, der aus Liebe zum Mörder wurde

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine lustige Bildgeschichte von Eres

10. Fortsetzung



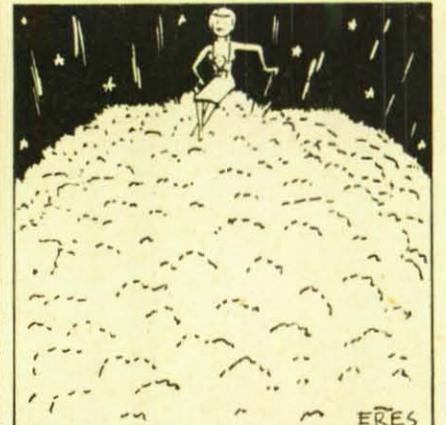
In der Butter unterdessen Rührte sie ganz selbstvergessen



Mit dem Schirm, atomgeladen, Und beachtet nicht den Schaden.



Denn der Schirm, man glaubt es kaum, Schlägt aus Butter goldenen Schaum.



Des Atomschaums Urgewalt Sprengt den Strahlenkäfig bald. Fortsetzung folgt

Uranfieber

**Ein Tatsachenbericht
um den größten
Uranfund unserer Zeit**

2. Fortsetzung und Schluß

Schlimme Zeit...

Als er Verpflegung und neue Medikamente eingekauft hatte, blieben noch 300 Dollar übrig. Dies war die eiserne Reserve. Soviel brauchten sie, um in die Zivilisation zurückzukehren und Arbeit zu suchen. Das Geld blieb bei Frau Ruth. Pick wollte dieses Mal in das Gebiet von San Rafael Swell gehen. Es war ein sehr schwer zu erklimmendes Gelände. Nach seinen bisherigen Erfahrungen waren hier die Chancen größer, weil es hier verschiedenartige Gesteinsarten gab.

Wochenlang war er unterwegs. Eines Tages gelangte er an eine Stelle, wo im Gestein tiefe Einschnitte zu sehen waren. Hier mochte früher einmal ein reißender Strom gewesen sein. Nun war er, von einigen Rinnsalen abgesehen, trocken. Auch hier war die Suche vergebens. Noch eine Möglichkeit blieb ihm, er sah einen verlorenen Wasserlauf, der auf der Karte mit dem Namen „Muddy River“ bezeichnet war. Er sieht auch so aus wie sein Name, dachte Vernon Pick. Er erinnerte sich daran, daß man ihm in Hanksville geraten hatte, in der Nähe dieses Wasserlaufes besonders vorsichtig zu sein.

Von den Rinnsalen, wo er sein Zelt errichtet hatte, bis zu dem verlorenen Wasserlauf, namens „Muddy River“, waren es rund 20 Kilometer.

In dieser Nacht schlief Vernon Pick tief und traumlos. Er hatte sich für den nächsten Tag sehr viel vorgenommen. 20 Kilometer mußte er über steinigem Boden marschieren und dann das Gelände sorgfältig untersuchen.

Gegen sechs Uhr packte er sein Bündel und nahm vier Dosen Trinkwasser mit.

Weiterhin führte er einen sogenannten „Scintillometer“ bei sich, ein Instrument, das genauso wie das Geigergerät arbeitet, aber den enormen Vorteil hat, mindestens von 20—25 Meter im Umkreis Gammastrahlen von uranhaltigem Erz anzuzeigen.

Lange Zeit hindurch hatte Vernon mit Ruth dieses Geräts wegen debattiert. Mehrmals war der Plan, es sich zu beschaffen, auch verworfen worden, denn das Geigergerät tat es auch. Schließlich hatte Frau Ruth eingewilligt. Sie wollte jeden Dollar der ausgezahlten Versicherungssumme einsparen. Der jahrelange Aufenthalt in Hanksville hatte fast alle Ersparnisse verschlungen. Nach Anschaffung des Scintillometers zum Preise von 1000 Dollar war noch der Rest von 300 Dollar übriggeblieben.

Das Gerät wog 15 Pfund. Mit seiner sonstigen Ausrüstung hatte Pick ungefähr 30 Kilo zu schleppen, als er seinen 20-Kilometer-Marsch begann.

Das Gelände war weitaus schwieriger, als er angenommen hatte, und am Abend war er regelrecht zerschlagen. An einem vorspringenden Felsen ließ er sich nieder, warf seine Last achtlos von sich und war derart schwach, daß er sich nicht einmal mehr einen schattigen Platz aussuchen konnte.

Wie lange er hier gelegen hatte, wußte er nicht. Als er aber einige Datteln und etwas Wasser zu sich genommen hatte, merkte er, daß seine Kräfte langsam wieder kamen.

Du hast zuviel durchgemacht, daß dich nun ein 20-Kilometer-Marsch einfach umhaut, sagte sich Vernon Pick.

Das Gelände fiel nun etwas ab, und er hatte viele glitschige Felsbrocken zu überwinden. Nur vorsichtig und langsam kam er voran. Ein paarmal

Von Hanksville, einer kleinen Ortschaft im Staate Utah, aus unternahm Vernon Pick, gesund und unternehmungslustig, ausgedehnte Streifzüge in die riesige Steinwildnis des Colorado-Plateaus. Dort hoffte er, Uran zu finden. Während Frau Ruth in großer Sorge um ihn am Zeltplatz zurückblieb, durchstreifte er in wochenlangen Märschen Schluchten und Täler, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Er mußte Kämpfe mit Berglöwen und Schlangen bestehen, war oft dem Verdursten nahe und erkrankte schließlich nach einem Skorpionstich schwer. Nur mühsam vermochte er sich nach Hanksville zurückzuschleppen. Doch als Frau Ruth ihn gesund gepflegt hatte, machte er sich wieder auf den Weg. Zunächst in Begleitung June Marsings, der einen Lastwagen zur Verfügung stellte, dann aber faßte er den Entschluß, noch einmal allein sein Glück in der gefährlichen, menschenleeren Wildnis zu versuchen.

glitt er aus. Aber von einigen Hautabschürfungen und Prellungen abgesehen, kam er noch ganz gut davon.

In dieser Nacht, es war heller Mondschein, erreichte er das Ufer des Flusses. Von seinem Zeltplatz hatte er diesen Fluß mit dem Glas sehen können. Die Entfernung betrug über 20 Kilometer. Komisch, dachte Pick, man kann es sehen und fast greifen und doch macht es soviel Mühe, es zu erreichen, aber so ist es mit allen Dingen hier in der Wüste...

Pick war sich nun darüber im klaren, daß hier nichts zu machen war. Er mußte weiter. Er setzte sich in Gedanken immer neue Ziele und teilte auch dafür selbst die Belohnung aus. Für eine halbe Stunde Fußmarsch gab es einen Schluck Wasser. Am nächsten Tag sollte die Belohnung ein kühlendes Bad im Flusse sein. Meistens aber bestanden seine selbst ausgesetzten Belohnungen aus bitteren Enttäuschungen. Das Wasser des Flusses glitzerte im Mondlicht. Als er näher herankam, sah er, daß aus dem Bad nichts werden konnte. Mit gewaltiger Kraft strömte das Wasser dahin. Er zog seine Schuhe aus und ließ das Wasser seine geschwellenen Füße umspülen. Dies war mehr Schmerz als Erquickung. Jetzt sah er auch, daß das Wasser rot gefärbt war. Er füllte einen Topf voll, warf etwas Trockenmilch hinein und wartete, bis das Milchpulver sich setzte, sämtliche Unreinheiten

des Wassers mit auf den Boden nahm; dann füllte er seinen Kaffeetopf mit dem gereinigten Wasser.

An der Pforte des Todes

Als das Feuer brannte, bereitete er sich eine Mahlzeit aus Büchsenfleisch, getrockneten Kartoffeln und Keksen. Dann legte er sich nieder, rauchte eine Zigarette und starrte ringsumher die schemenhaften Felsen an. Ob wohl darin das Glück zu finden war? Vernon Pick war das erste Mal seit dieser Reise so richtig glücklich und zufrieden. Langsam und mit frohen Gedanken an Ruth und an seinen Sohn — es mußte ein Sohn werden — schlief er ein...

Als er im hellen Morgenlicht aufwachte, war er verblüfft. Der Fluß kochte und brodelte, aber am merkwürdigsten war, daß er sich schlangentartig von einer Uferbank auf die andere wand.

Er versuchte, den Fluß zu durchschreiten, mußte aber sofort seinen Fuß zurückziehen. Das Flußbett bestand aus lauter Flugsand, worin er rettungslos versinken würde. Das also war mit der Warnung gemeint, die man in Hanksville ausgesprochen hatte. Er dankte dem Schicksal, daß er nicht in der letzten Nacht den Versuch unternommen hatte. Rettungslos wäre er verloren gewesen. Hinüber aber wollte er. Über eine Stunde wanderte er am Ufer entlang, um sich eine

Stelle auszusuchen, die ungefährlich war. Schließlich hatte er sie gefunden. Er nahm einen Teil seiner Ausrüstung mit und zog die Schuhe aus. Mit aller Kraft stemmte er seinen Körper gegen die Strömung, die Füße fühlte er vor Schmerzen kaum noch, aber eine Umkehr gab es nicht.

Mit äußerster Anstrengung erreichte er die andere Seite und erklimmte völlig erschöpft das Ufer. Noch einmal mußte er zurück, um sein restliches Gepäck herüberzuholen. Dazu zog er seine Schuhe an, was er bitter bereute. Sand und kleine Steine scheuerten zwischen dem Leder und seiner Haut. Als er mit letzter Kraft zurück war, hatte er Blasen und teilweise rohes Fleisch an den Füßen.

Die Füße waren vor Schmerz ganz taub, später spürte er sie nicht mehr. An diesem Tage fühlte er sich in heillosen Unordnung, sein Magen begann zu schmerzen, und er bekam Krämpfe. Dies konnte seiner Meinung nach nur von dem Wasser herrühren, das auf seinem Weg durch die Gesteinsarten irgendwelche Chemikalien oder giftige Stoffe mit sich führte. Anderes Wasser aber hatte er nicht mehr, und sein Körper mußte sehen, wie er damit fertig wurde. So etwas erlebte er ja nicht das erste Mal. Im Laufe des Tages wurde ihm immer übler, und er mußte erkennen, daß er sehr schlimm krank wurde... Als die Schmerzen etwas nachließen, versuchte er sich zu erheben. Etwas weiter von ihm sah er eine Klapperschlange, die er mit einem Stein zerschmetterte. Er wunderte sich darüber, daß es mit einem Hieb gelang. Dann sah er das Skelett eines Tieres, das ihn noch mehr verwunderte. Wie war dieses Tier hierhergekommen?

Vielleicht von einer Herde abgekommen, dem Flußweg gefolgt und dann vom Wasser getrunken. Das hatte für das Tier den Tod bedeutet. Vernon Pick machte sich keine weitere Mühe, festzustellen, was für ein Tier es wohl gewesen sein mochte. Er fühlte sich plötzlich hundeelend, wenn er an das Schicksal des Tieres dachte.

War dies auch sein Schicksal? Zwei Tagesmärsche war er von trinkbarem Wasser entfernt. Er hatte nicht gewußt, daß das Wasser dieses Flusses vergiftet war, sonst hätte er sich größeren Vorrat an Wasser mitgenommen. Zum ersten Male kam ihm im leichten Anfall von Fieber der Gedanke, daß er hier sterben müßte; gleichgültig und halb im Traum stellte er fest, daß dies gar nicht von so großer Bedeutung war, wie er immer geglaubt hatte.

Diese nun kommende Nacht döste er nur so vor sich hin, vom Fieber gepackt und vom Frost geschüttelt. Das einzige, was er vernahm, war das wilde Klopfen seines Herzens. Im ersten Morgengrauen fühlte er seinen Puls und verglich ihn mit der Uhr. Er zählte 133 Schläge in der Minute. Kurz darauf, als es etwas heller wurde, bemerkte Pick, daß sein Augenlicht nachließ. „Nein — nein — nein, nur das nicht, lieber tot, aber nicht blind...“, schrie Vernon Pick. Die Felsen warfen das Echo seiner Schreie zurück, aber sie gaben keine Antwort...

Er sprach sich selbst Ruhe zu, obwohl in seinem Herzen ein wilder Aufruhr war. Er legte sich einen Augenblick ganz gelöst hin. Das Licht wurde wieder etwas besser, und die Sehkraft kehrte zurück, nicht aber wie im normalen Zustand. Das Tierskelett in seiner Nähe verwirrte ihn, er konnte sich gut vorstellen, was mit ihm passierte, wenn er hier liegenblieb. Er war zu

Im nächsten Heft beginnt:

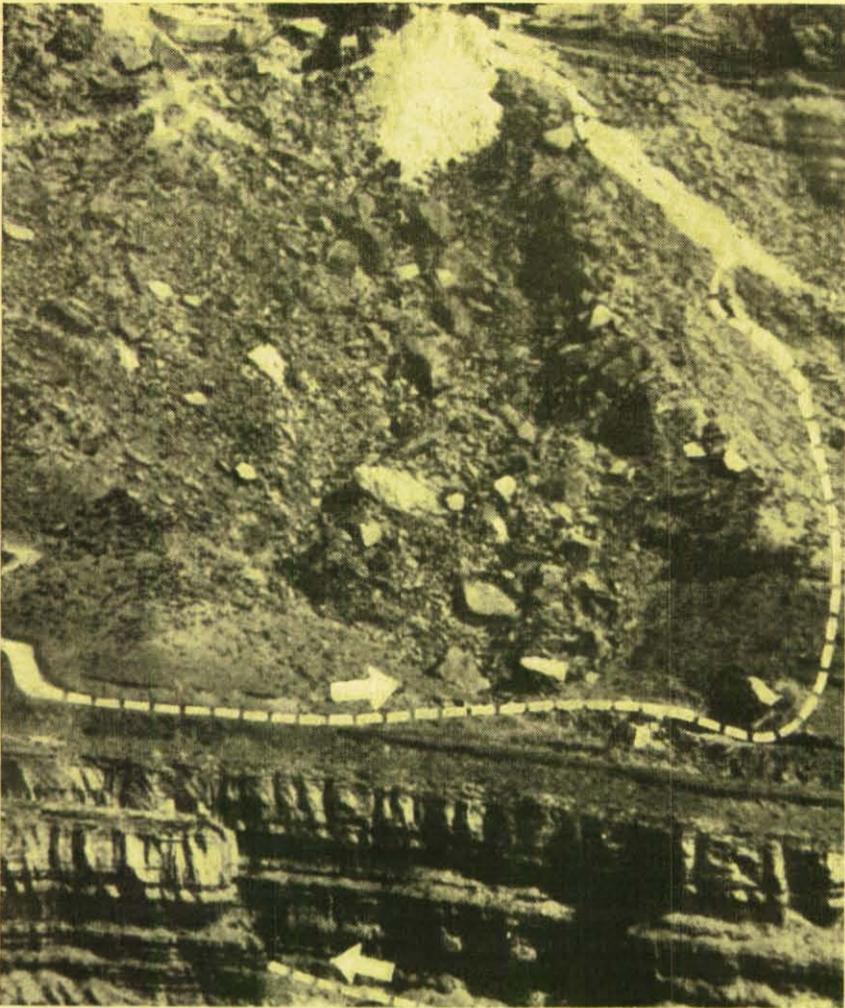
Die Letzten werden die Ersten sein

Das dramatische Schicksal eines Einsamen,
der aus Liebe zum Mörder wurde.

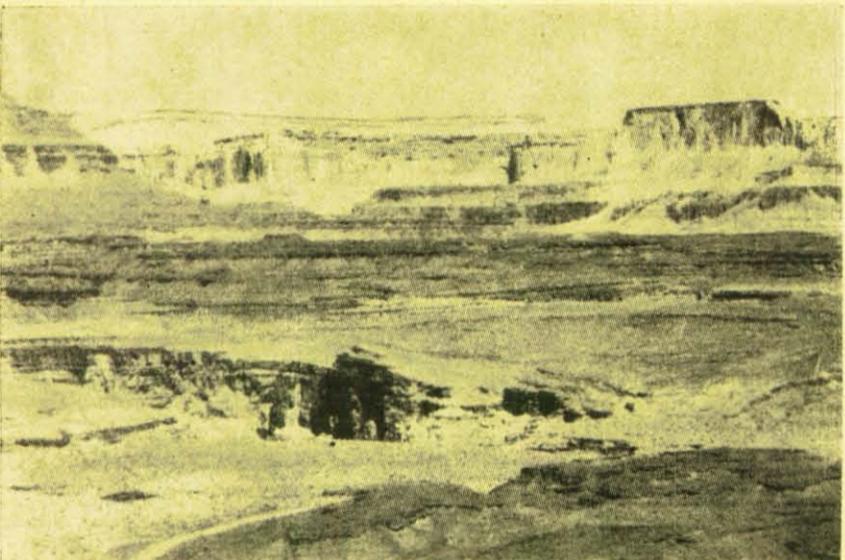
Englands großer Gesellschaftsschilderer

John Galsworthy

lieferte den Stoff zu unserem neuen Filmroman.



Dieser Weg führt zu der Stelle, wo Vernon Pick den bisher größten Uranfund unserer Zeit machte. An schroffen Steinbrüchen vorbei steigt er steil bergan und mündet in einem Steingelände von gelblicher Tönung. Es enthält das Gold unseres Jahrhunderts.



Das Colorado-Plateau ist ein steppenartiges Tafelland, das sich über die Staaten Utah, Arizona und Neu-Mexiko erstreckt. Es ist 1500 bis 3000 Meter hoch und wird vom Colorado und seinen Zuflüssen in tiefen Talschluchten, den Cañons, durchschnitten.



Der Prüfungskommission legte einige Gesteinsbrocken vor, die er aus der Wildnis heimgebracht hatte. Sie enthielten große Mengen Uranerz. Unser Bild zeigt Vernon Pick und Frau Ruth (im Vordergrund) nach Bekanntgabe dieses Sachverhalts.

schwach, um das Gepäck aufzunehmen, er ließ es deshalb zurück, um es später nachzuholen. Ob dies einmal geschehen würde, wußte er nicht. Alles, was der Rest seines Verstandes ihm sagte, war, daß er nicht aufhören dürfte zu marschieren, nicht um Verdienst oder des Geldes wegen, sondern um sein Leben zu retten. Als er etwas gelaufen war, wunderte er sich, denn es ging ihm ein wenig besser. Und sogleich faßte er wieder Mut. Er dachte an sein Gepäck und kehrte kurz entschlossen um.

Sofort bemerkte er, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Die Nadel des Geigergerätes ging nicht auf „Normal“ zurück. Sollte die Batterie nicht in Ordnung sein? Er wollte schon in Hanksville einen neuen Satz kaufen, hatte aber geglaubt, daß die Batterie es noch einmal machen würde. Nur dieses eine Mal noch. Vielleicht war der ganze Mechanismus nicht mehr in Ordnung. Er schenkte dem Gerät nicht genügend Aufmerksamkeit, als er mehr torkelnd als laufend den Rückmarsch zu seinem Zelt begann. Zehn Minuten später gelangte er zu einer eigentümlichen Felsauswaschung. Er merkte, wie schwach er war. Er setzte sich einen Augenblick nieder, weil seine Sehkraft wieder schlechter geworden war. Er verfiel in einen Dämmerzustand. „Du mußt weiter, sonst bist du verloren...“ Diese Worte hämmerte er sich ein. Taumelnd erhob er sich. Vernon Pick war zu schwach, sein Augenlicht war krank, er hatte Fieber und wurde von Schmerzen gepeinigt. Durst brannte in seiner Kehle. Seine Gedanken waren nicht mehr ganz bei der Sache. Er lebte sozusagen in einem Dämmerzustand. Diese Gründe waren schuldig, daß er nicht sogleich bemerkte, daß der Zeiger des Geigergerätes wie wild hin und her schlug.

Es mußte schon eine ganze Weile so gewesen sein, denn als er es bemerkte, schaute er ungläubig auf die Skala. Das Gerät ist defekt, oder deine Augen täuschen dich einen Streich... dachte Vernon Pick. Intensiv starrte er ungläubig auf die Nadel, die voller Unruhe war. Taumelnd und schnell erhob er sich. Mit dem Gerät tastete er die Felswände ab. Die Nadel sprang ruckartig an, und das Geräusch klang in seinem Kopfhörer wie ein Maschinengewehr. Es war ein Gelände mit Gestein von gelblicher Tönung. Er steckte sich alle Taschen davon voll, soviel er tragen konnte.

Die Schmerzen waren vergessen. Es war nur noch die Freude in seinem Herzen, und diese Freude ließ ihn alle Strapazen des zweitägigen Rückmarsches ertragen. Ja, Vernon Pick lief zwei Tage zu seinem Zelt zurück. Er war am Verdursteten, er wurde von Fieber geschüttelt, die Schmerzen spürte er nicht mehr.

Etwas anderes brannte viel schlimmer: die Gesteinsbrocken in seiner Tasche.

„Fast drei Jahre lang hast du gesucht, und jetzt, an der Schwelle des Todes, ist das Schicksal dir hold...“, murmelte er vor sich hin.

Wie er den Rückmarsch ohne Wasser ertrug, ist ein Rätsel. Vielleicht lag es daran, weil er die Hoffnung und die Freude über seinen Fund im Herzen hatte. Dies gab ihm Kraft und Mut, alles zu ertragen.

Das Glück ist da...

Ausgedörrt und in einem unbeschreiblichen Zustand gelangte er zu seinem Zeltplatz. Wie ein wildes Tier stürzte er sich auf die Wasserflaschen und goß den Inhalt in seinen Mund. Das Wasser war nicht zu trinken, es war durch die Hitze glühend heiß geworden. Er trank das heiße Wasser, er trank und trank... Dann stürzte er sich auf die kleinen Rinnsale, die im Fels eingeschnitten waren. Mit der Zunge leckte er die Feuchtigkeit auf. Zwei Tage und Nächte lag Vernon Pick wie ein Toter in seinem Zelt. Zwischen Wachen und Träumen hatte er zwei Gedanken: Ruth und Uran!

Was würden sie sagen, was würde sie für ein Gesicht machen, wenn er jetzt,

von seiner letzten Reise, einen Fund mitbrachte? „Hundert Dollar pro Tonne zahlt der Staat für diese Steine, wenn sie einprozentiges Erz enthalten...“, murmelte Vernon Pick vor sich hin. „Vielleicht werde ich Millionär...“

Seine Augen waren schlimmer geworden. Die Wunden verheilten, und die Schmerzen ließen nach. Pick trat den Rückweg an. Unterwegs fand er verschiedene Wasserquellen. Als er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte und jetzt ziemlich freies Gelände vor sich hatte, sah er weit hinten in der Wüste zwei helle Lichter, die hin und her irrten.

Zuerst glaubte er, daß seine kranken Augen ihm einen Streich spielten. Nach geraumer Zeit waren die Lichter nähergekommen. Es waren die Lichter von zwei Jeeps, die in der Sonne blendeten. Zwei Leute aus Hanksville hatten sich aufgemacht, ihn zu suchen. Frau Ruth war voller Sorgen gewesen und hatte die beiden Männer mit der Suche nach ihm beauftragt.

Sie stopften ihn mit Kaffee und Eßwaren voll und stellten allerlei Fragen. „Ich habe einen Fund gemacht“, sagte Pick. Andere Antworten gab er nicht, denn er war auf dem Jeep vor Erschöpfung eingeschlafen.

Der größte Uranfund unserer Zeit...

Der Arzt, der Pick später untersuchte, stellte eine Arsenikvergiftung fest. Vernon Pick war mit viel Glück mit dem Leben davongekommen. Wenn er den Fund nicht gemacht hätte — vielleicht hätte er dann nicht mehr die seelische Kraft für einen Rückmarsch zu seinem Zeltplatz gehabt. Dann wäre er wahrscheinlich verdurstet.

Vernon Pick meldete seinen Fund bei der Behörde an und beanspruchte das Gebiet, das er „Delta“ nannte.

In den nächstfolgenden Wochen fuhr er Lastwagen mit Fachleuten in das von Pick erkundete Gelände. Die Hälfte des Weges konnte per Auto zurückgelegt werden. Nach Abschluß der Untersuchungen durch die Experten gingen Raupenschlepper und moderne Maschinen daran, einen möglichst festen Weg zu errichten.

Tag und Nacht wurde gearbeitet, damit das Gelände möglichst ohne große Schwierigkeiten erreicht werden konnte.

Vernon Pick hatte nach fast dreijähriger Mühe das größte Uranvorkommen entdeckt, das jemals gefunden wurde.

Experten schätzen den Wert des Geländes auf rund 30—35 Millionen Dollar (rund 145 Millionen Deutsche Mark).

Es wird lange dauern, bis das von Vernon Pick entdeckte Gebiet ausgebeutet ist. Das ist aber nicht mehr seine Sache. Bereits in den ersten vier Wochen verdiente Pick über vier Millionen DM.

Mehrere Gesellschaften wurden gegründet. Vernon Pick ist heute im Aufsichtsrat mehrerer Unternehmen. Frau Ruth ist stolz auf ihren Mann. Sie ist ein wenig traurig, daß er nun, seitdem sie mehrfache Millionäre geworden sind, wenig Zeit für sie hat.

Zu den vielen Verhandlungen und Konferenzen läßt sie ihn aber lieber gehen als damals in die grauenhafte Wildnis.

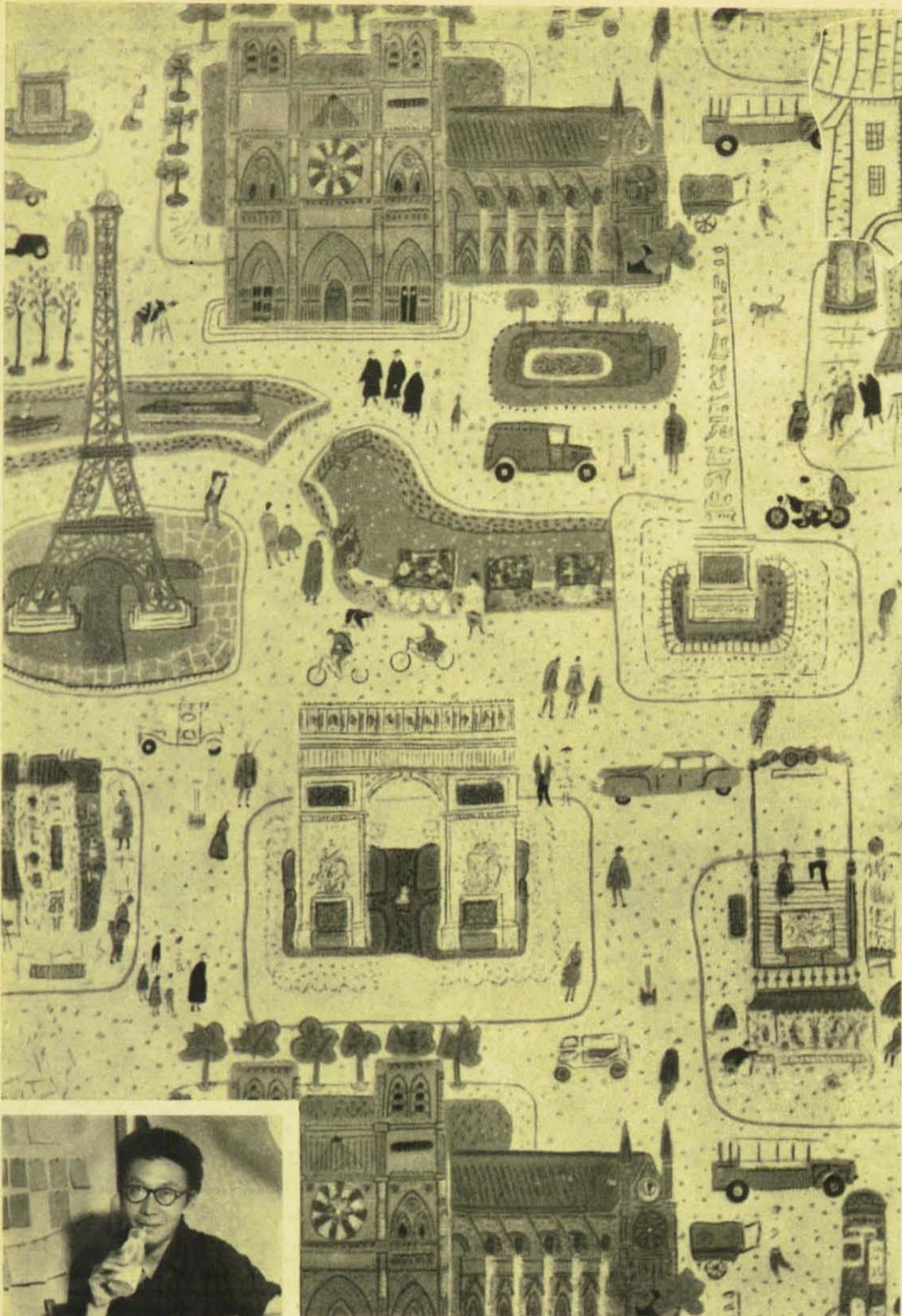
Sie hat ja den kleinen Vernon. Es ist ein Junge geworden, wie der Vater es sich gewünscht hat.

Die Picks sind glücklich. Das von Monat zu Monat größer werdende Bankkonto hat ihre Liebe nicht erschüttert. Vernon Pick strotzt heute nicht mehr so von Gesundheit. Es haben sich nach den ungeheuerlichen Strapazen viele Leiden eingestellt. Sehr oft muß er tagelang das Bett hüten. Er wird von Rheuma geplagt, und sein Augenlicht ist schwach geworden. Aber er ist glücklich. Er erzählt nicht gerne seine Geschichte. Und wenn er sie erzählt, dann sagt er mit einem stillen Blick auf seine Frau Ruth... „Ich tat es nur für dich... und für unseren kleinen Sohn!“

ENDE

Tapeten

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß die Umgebung, in der ein Mensch leben muß, einen nicht geringen Einfluß auf seine Handlungsweise, seine Stimmungen, auf sein Leben überhaupt hat. Dies gilt nicht zuletzt für die Tapeten, mit denen er sein Heim ausstattet und die er täglich sieht.



Tajiri heißt der japanische Tapetenkünstler, der sich von Paris aus die ganze Welt erobert hat.

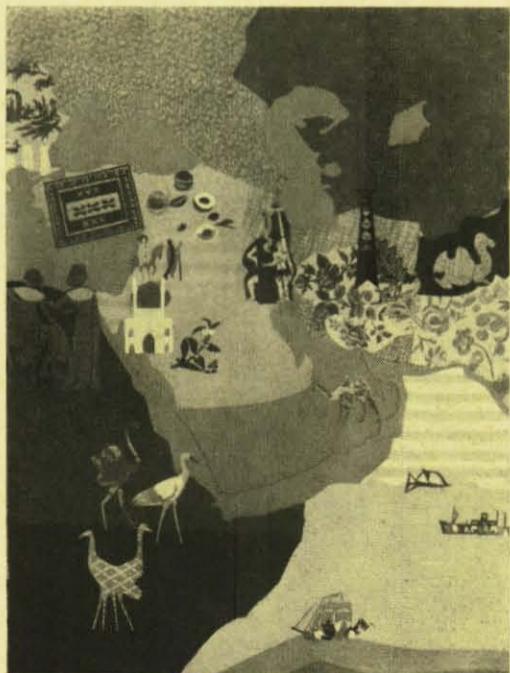
In Paris leben zu können wünschen sich viele Menschen. Aber nur wenige erleben die Erfüllung ihres Wunschtraums. Die anderen müssen mit der Tapete „Marke Paris“ und der damit verbundenen Illusion vorliebnehmen. So kann man wenigstens mit dem Zeigefinger über die Boulevards bummeln.



Der Formstecher bei der Arbeit. Aus Messingdraht fertigt er ein Tapetenmuster an. Feinstes Formempfinden, saubere Arbeit und handwerkliche Geschicklichkeit sind Voraussetzung für diesen künstlerischen Beruf. Eine solche Walze herzustellen dauert manchmal länger als sechs Wochen.



Eine Sommertapete zeigt unser Bild. Man träumt von Urlaub an der See, von Vogelgezwitscher und Segelpartien. Regenschauer gehören auch dazu. Dieser Entwurf wurde bei einem Wettbewerb eingereicht.



In die Welt des Orients führt uns diese Tapete. Jedes Land hat seine eigene Symbolik. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Es gibt Anschlußtapeten, und man kann sich die ganze Welt an die Wand kleben.

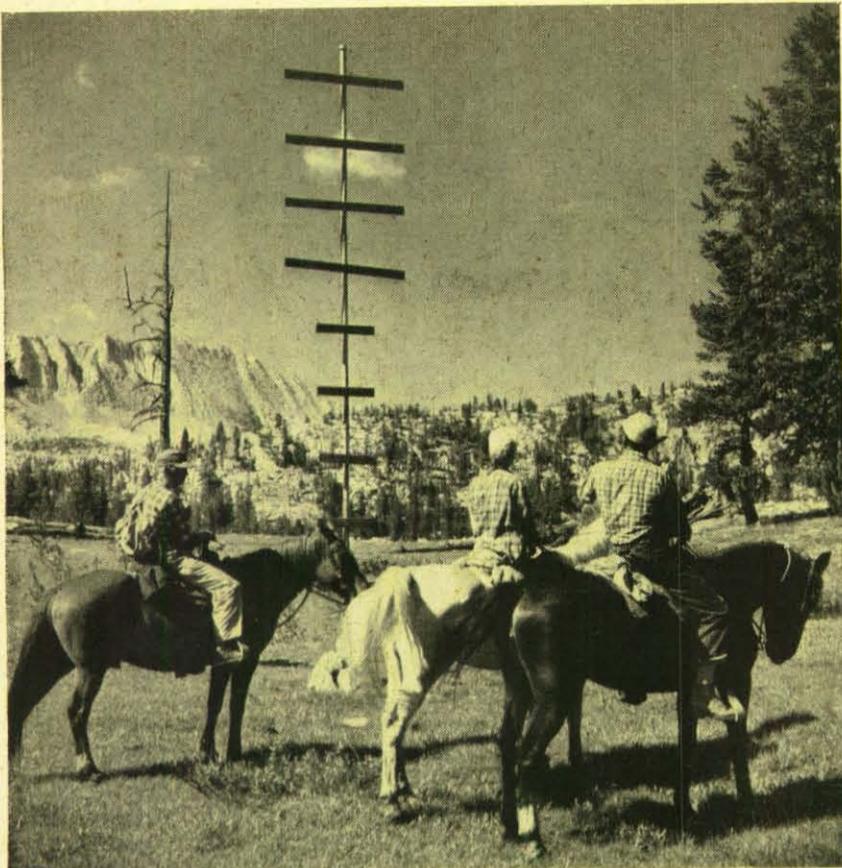
Wenn die Tage länger werden, die Sonne höher steigt und mehr Licht in unsere Wohnung fällt, dann kann es häufig geschehen, daß einem die Tapete in diesem oder jenem Raum nicht mehr gefällt. Man stellt plötzlich Mängel fest, die man bisher gar nicht recht bemerkt hat. Vor einiger Zeit ist dem Obermieter einmal die Badewanne übergelaufen, und ein Kranz ist auf der Tapete des Schlafzimmers zurückgeblieben. Die Kinder haben in ihrem Spielzimmer mit Kreide auf die Wand gemalt. Und die Tapete im Arbeitszimmer — wie konnte man sich überhaupt jemals für dieses große Blumenmuster begeistern! Kurz: Die Wohnung hätte es mal wieder nötig.

Bevor Sie aber nun darangehen, Ihr Heim neu zu tapezieren, so lassen Sie sich nicht nur von einem Fachmann beraten, sondern lassen Sie sich Zeit und tun Sie Ihrem künstlerischen Empfinden keinen Zwang an. Bedenken Sie, wieviel Inspiration von einer ansprechenden Tapete ausgehen kann und wie schrecklich es ist, wenn Sie sich schon nach Wochen an einem Motiv leid gesehen haben. Die Tapetenindustrie ist heute soweit fortgeschritten, daß es für jeden Geschmack das Richtige gibt.

Wußten Sie schon, daß handgemalte Papiertapeten zuerst von den Chinesen als Wandschmuck benutzt wurden? Schon im 16. Jahrhundert kamen sie durch die Ostindischen Handelskompanien nach Europa. In Kassel wurde 1789 die erste größere deutsche Tapeten-druckerei gegründet. Die Muster dieser handgedruckten Tapeten entsprachen dem jeweiligen Zeitgeschmack. In der Biedermeierzeit erlebte die Tapetenherstellung einen großen Aufschwung. Der bunte Wandschmuck erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Das Deutsche Tapetenmuseum in Kassel besitzt die bedeutendste Sammlung der Welt.

Nach diesem historischen Seitensprung ans Werk! Unsere Reportage will Ihnen einige Anregungen geben.

GOLDFOR



Vollkommen unzugänglich ist das Gebiet der High-Sierras von Kalifornien im Winter. Das Gestell zeigt die möglichen Schneehöhen an. Im Sommer aber lockt dieses Gebiet viele Sportangler an, denn nur hier gibt es die ziemlich seltene Goldforelle.

Fischfang in den High-Sierras

Die Goldforelle ist ein ungewöhnlicher Fisch und lebt nur in den eiskalten Bächen und Seen in den höchsten Teilen der High-Sierras von Kalifornien. Sie sind so unzugänglich, daß der Fischer schon ein perfekter Sportler sein muß, wenn er sich einige dieser Tiere angeln will. Durch ein paar einzigartige Vorzüge kann der Fisch leicht von seinen Artgenossen unterschieden werden: er ist goldfarbig (obgleich diese Färbung in der Gefangenschaft oder nach dem Tod verlorengeht), er hat einen hochroten Streifen vom Kopf bis zum Schwanz laufend und rosa-weiß umrandete Flossen. Sein Fleisch ist tief orangefarbig, ölig und schmackhafter als das jeder anderen Forellenart.



Mühsam ist der Ritt durch das unwegsame Gelände, über Abhänge und Geröllhalden. Einer der kleinen Bergseen, die das ganze Jahr über von geschmolzenem Schnee gespeist werden, ist erreicht. Er liegt über 1000 m hoch. Der Fischer, der hier mit der Rute sein Glück versuchen will, muß nicht nur ein guter Angler, sondern ein ebenso guter Reiter und Bergsteiger sein.

Nie schmilzt der Schnee an den Ufern der Bergseen. Charles macht seine Angel klar zum Auswerfen. Der Ausflug begann in der höchsten Packstation der Vereinigten Staaten, in Rock Creek. Über fünfzig Sportler und Pferde stehen hier für die Mühen bereit. Aber auch alle erforderlichen Ausrüstungsgegenstände wie Angel und Köder können ausgeliehen werden.



Petri Heil! kann man da nur sagen. Soviel Glück hat nicht jeder Angler bei einem Fang. Aber Jim ist ein alter Fachmann und kennt alle Lebensgewohnheiten der Fische genau.



40 cm lang ist dieses Prachtexemplar einer Goldforelle, das Patty mit der Angel gefangen hat und nun mit dem Netz einholt. Das Tier wiegt mehr als ein Pfund. Ein feiner Brocken!



ELLEN



Jim, Patty und Charles, drei begeisterte Sportangler, die wir auf ihrem Ausflug begleiten wollen, gönnen sich an einem kleinen Bergbach eine kurze Ruhepause. Die Luft ist in dieser Höhe sehr dünn, und man muß hin und wieder verschnauften. Charles ist von der Anglerleidenschaft gepackt und verschmäht selbst den erfrischenden Trunk. Für ihn gibt es nur eines: Goldforellen. Aufmerksam beobachtet er das kristallklare Wasser des Gebirgsbaches, das von den Firnen herunterkommt und die vielen Bergseen speist.

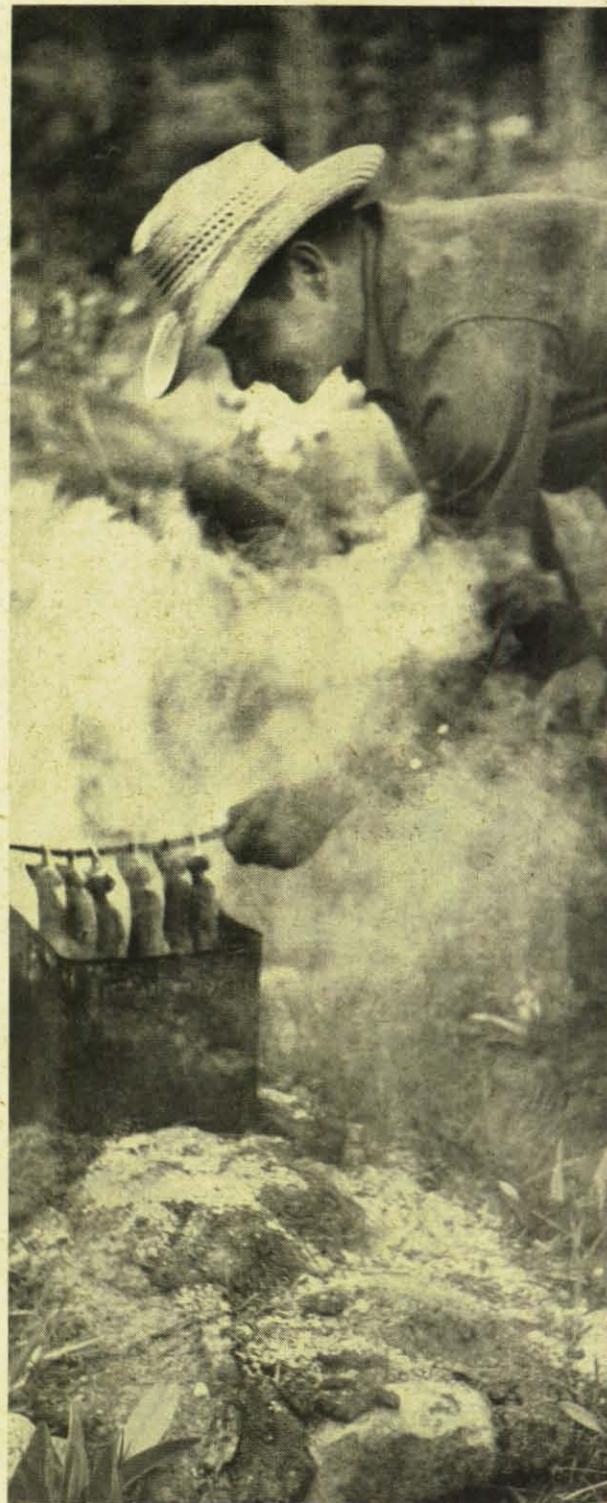
Während Patty auswirft, holt Charles seine Leine ein. Ob eine Goldforelle angebissen hat? Beide Angler sind keine Neulinge mehr. Aber es ist das erste Mal, daß sie in diesem höchsten Tal des Gebirges unter neuen Voraussetzungen ihr Glück versuchen.

O

Forelle blau ist das unvermeidliche Hauptgericht aller Mahlzeiten. Unsere drei Freunde sind nicht nur gute Angler, sondern auch perfekte Köche. Selbst in einem Kanister vermögen sie die Fische so schmackhaft zuzubereiten wie in der besten Hotelküche.



Eine Abwechslung in der Speisekarte ist hin und wieder erforderlich, denn selbst die größten Leckerbissen schmecken nicht mehr, wenn man sie Tag für Tag bei jeder Mahlzeit essen muß. Hier gibt es im Camp Beefsteak.





Die zinnoberroten Hütchen der Männer erklären die Stammesbezeichnung „Colorados“ = die Roten. Der Schädel ist fast bis zum Scheitel geschoren, das Haar mit einer fetten Pflanzenfarbe eingerieben und wie eine flache Kappe zurechtgestrichen.



Der primitive Herd besteht aus einem Sandkasten, der inmitten des offenen Wohnraumes im ersten Stock aufgebaut ist. Erwartungsvoll schauen Kinder zu.

Zuflucht der Inkas

Dr. Schmid-Tannwald enträtselt das Geheimnis eines merkwürdigen Indianerstammes

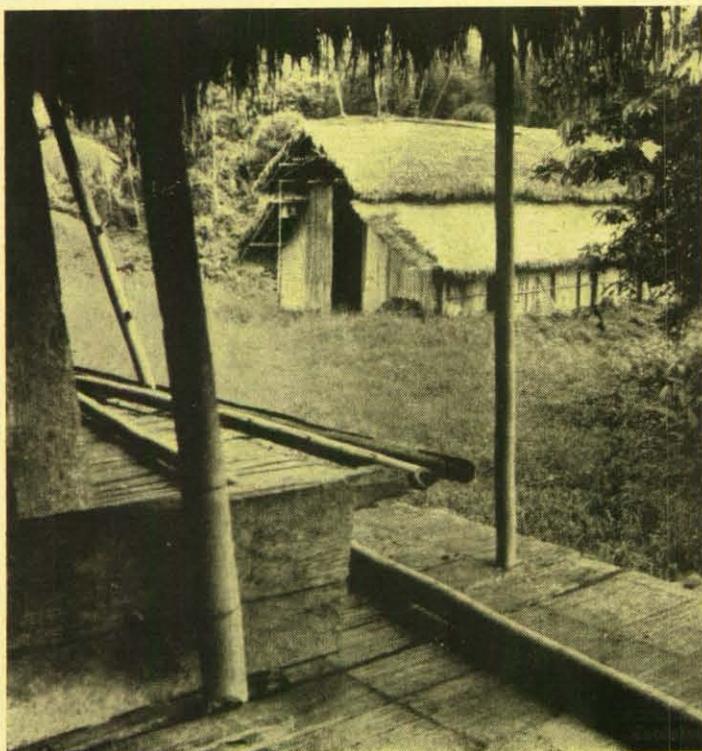
In Quito, einer Stadt des südamerikanischen Staates Equador, entdeckte ich im Getriebe des Marktes einige Indianer mit auffällig rotbrauner Haut, edlem Gesichtsschnitt und sonderbaren zinnoberroten Hüten. Ich fragte, welchem Stamm diese Männer zugehören. „Los Colorados“, antwortete jemand; „sie wohnen in den Wäldern nach Sonnenuntergang zu.“

Tags darauf lenkte ich meinen Wagen bis San Domingo, einem Ort mit 5000 Einwohnern. In den nahen Wäldern fand ich die Siedlungen der seltsamen Indianer. Mit Erstaunen bemerkte ich, daß die Colorados (= die Roten) nicht von Natur aus eine solch rote Haut hatten, sondern das leuchtende Karmesinrot mit dem zerriebenen Samen der Achiot, einer Urwaldfrucht, erzielten. Und was ich in Quito für Hüte gehalten hatte, entpuppte sich als Haartracht der Männer. Die Köpfe werden bis auf einen Schopf geschoren, die von fetthaltiger Farbe zusammenklebenden Strähnen wie flache Käppchen zurechtgestrichen. Die Frauen jedoch lassen ihre blauschwarzen Haare offen hängen.

Warum hatten diese Indianer eine spanische Stammesbezeichnung? Hatte der Stamm vor der

spanischen Eroberung nicht bestanden? Waren es Rothäute, die ihre Haut rot färbten, und warum hatten nicht die Frauen, sondern nur die Männer eine so künstliche Haartracht? — Dies war des Rätsels Lösung:

Kurz vor der spanischen Eroberung Südamerikas waren 500 Inka-Beamte nach Quito beordert worden, um das inkaische „Nordreich“ politisch zu überwachen. Plötzlich sahen sich diese Inka einem zwiefachen Feind gegenüber: den heranrückenden Spaniern einerseits und der unterjochten Bevölkerung andererseits. Schleunige Flucht in die abgelegenen, waldreichen Schluchten war ihre einzige Chance. Von den anderen Waldindianern unterschieden sich die Inka durch ihre hellere Hautfarbe und intelligenteres Profil. Mit Farbe und Haartracht suchten sie sich zu tarnen. Da die Inka-Besatzung von Quito fast nur aus Männern bestand, raubten diese sich Frauen von den Cayapas, die auf gepflegte Erscheinung und geordneten Haushalt großen Wert legten. So erklärt es sich, daß die weiblichen Sitten und die Hausgebräuche der Colorados mit denen der Cayapas manche Ähnlichkeit haben. Sprachforscher bestätigten meine Beobachtungen.



In der schroffen Gebirgswelt ihrer Heimat Peru bauten die Inkas terrassenartige Städte. (Siehe rechts, mittleres Bild.) Hoch darüber, auf den Gipfeln, lagen die von den Spaniern zerstörten Festungs- und Tempelbezirke. Da in den von den Inkas eroberten Nordgebieten ähnliche Burgen fehlten, retteten sich die Verwaltungsbeamten durch Flucht in die Wälder.

◀ **Die Siedlungen** der Colorados liegen zerstreut im üppig wuchernden Tropenwald. Ihre auffallend sauberen Hütten sind häufig zweigeschossig gebaut. In der obersten Etage befinden sich die Schlafräume. Die Fußböden bestehen aus gespaltenen Bambusstäben. Das mit Palmstrob dicht bedeckte Dach hält den stärksten Tropenregen ab.

▶ **Das einfache Mahl:** Bananen und frische Maiskolben wie in aller Zeit — aber mit dem Aluminiumkessel ist ein Vorposten der Zivilisation in die Hütte eingedrungen. Die Hüfttücher der Männer sind schwarz-weiß, die der Frauen schwarz-weiß-rot gestreift. Zudem tragen die schwarzhaarigen Frauen seidene, türkisblaue Schultertücher.



WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

Es war ein Tag wie jeder andere, dieser Abschiedstag Arnold Heims. Der Aufzug surrte. Menschen kamen und gingen. Auf den Kaffee mußte man warten wie alle Tage, obschon nur wenige Hotelgäste im Speisesaal saßen.

Naudeau Rollé, der Schweizer Schriftsteller, machte ein ärgerliches Gesicht und strich mit dem Bleistift an einem Manuskript herum, das ihn nicht befriedigte. Sein Freund Arnold sah ihm aufmerksam zu; es schien ihm sonderbar, daß einer dasaß und Geschriebenes wichtig nahm, genauso wie es den Portier gab da draußen, der sich und den Liftboy wichtig nahm, und den Postboten, der einen Pack Briefe und Zeitungen brachte.

Wie jeden Tag dachte Arnold an seine Kameraden an der Front.

Vielleicht sprachen sie gerade ein paar Worte. Daß es heute ruhig sei drüben auf der anderen Seite; daß der Arnold Heim jetzt bald kommen müsse, der Urlauber, den sie schon auf der Rückfahrt wähten; daß er ihnen erzählen müsse, von zu Hause, von Deutschland, von den Frauen, Kindern und Fliegern und was es zu essen gäbe in der Heimat.

Naudeau faltete sein Papier zusammen und steckte es ein.

„Wollte mal wieder von der ‚Stadt im Kriege‘ schreiben. Ging aber nicht. Es ärgert mich zu sehr, daß das heute unser Abschiedstag sein soll. Immer wieder muß man das tun, was andere wollen. Wenn die anderen nur wüßten, was sie wollen. Wir wüßten, was wir wollen, und ausgerechnet wir müssen tun, was andere wollen. Bin gespannt, wann das anders wird.“

Arnold überhörte das und lächelte vor sich hin.

„Aber einmal“, sagte Naudeau, „muß ja auch dieser Krieg zu Ende gehen. Dann kommst du zu mir ins Tessin nach Castagnola. Jean wird uns wie ein Haushofmeister versorgen. Dann werden wir ein Jahr lang nur das tun, was uns gefällt.“

„Ich beantragte vor fünf Wochen mein Einreisevisum in die Schweiz. Vor acht Tagen bekam ich es.“ Er klopfte mit der Rechten auf die Brust. „Hier steckt mein Paß. Verstehst du mich?“

„Nein, ich versteh' dich nicht.“

„Und wenn ich jetzt den Paß herausziehe und dir gebe — dann hast du einen Paß für die Schweiz, verstehst du das?“

Arnold straffte sich hoch und sah wie entgeistert in das ernste Gesicht. Dann löste sich seine Spannung, und er sank zusammen.

Naudeau wiederholte:

„Verstehst du das?“

„Ja, das verstehe ich“, erwiderte Arnold dunkel und setzte mit schleppender Stimme hinzu: „Aber ich verstehe auch noch mehr!“

„Was mehr?“ Naudeau war jetzt blaß und sah erwartungsvoll auf den Freund. Der fuhr langsam, als taste er sich einen Gedankenfadent entlang, fort:

„Ich habe dann den Paß des Schweizer Journalisten Naudeau Rollé. Gut. Ich fahre mit deinem Paß zur Grenze, wage mich durch die Kontrolle der Geheimen Staatspolizei, durch jene der Schweizer Grenzbeamten und komme durch. Ganz recht. Der Gedanke ist bis jetzt gut. Ich habe während der letzten Tage auch mal so etwas ein paar Minuten lang gedacht. Aber was dann? —

In ein spannungsreiches Geschehen, wie es nur unruhige Zeiten schaffen, sind folgende Personen verstrickt:

Arnold Heim, ein deutscher Frontsoldat, der 1943 seinen Urlaub in Hamburg verlebt und dabei einen schweren Bombenangriff mitmacht.

Naudeau Rollé, ein Schweizer Schriftsteller, ein Freund Heims. Ihn führt seine Korrespondententätigkeit für ausländische Zeitungen zu gerade derselben Zeit nach Hamburg.

Jean, der treue Diener, der das Anwesen der Familie Rollé in Castagnola am Luganer See hütet und auf die Rückkehr seines Herrn, Naudeau Rollé, wartet.

Helen Poßard, die Tochter des Nachbarn der Rollés in Castagnola, ein Mädchen mit einem tapieren Herzen.

Lissi, ihre jüngere Schwester, eine vielversprechende Pianistin.

Simon Nobile, Lissis Verlobter.

Egon Eitle, ein Schweizer Uhrenfabrikant, den Vater Poßard gern als Helens Gatten sähe.

Ernest und Rosalie Rocher, Verwalter eines Hotels auf dem Monte Generoso. Ein biederes Ehepaar von schlichtem, aufrehtem Charakter.

Zeit: Die Jahre von 1943 bis 1945.

Orte der Handlung: Hamburg, Lindau/Bodensee, Castagnola bei Lugano.

Dann bin ich in der Schweiz. Und du bist in Deutschland — ohne Paß, ohne Papiere. Und was dann?“

Arnold hatte den Blick auf die Tischplatte gesenkt und so zugehört. Naudeau war ein guter Freund, das wußte er; und der gute Freund wollte ihm helfen, das tat gut; aber es gab keinen Ausweg, das wußte er auch; und es hatte keinen Sinn, Gedanken nachzuhängen, die zu keinem Ende führten.

„Lassen wir das!“ brummte er, bevor er sich erhob. Naudeau folgte ihm. Sie gingen auf die Straße und ließen sich im Menschenstrom treiben, so wie er gerade kam. Als ein Kino vor ihnen anzeigte, daß die ersten Vorstellungen um zwei Uhr nachmittags begännen, beendeten sie ihren ziellosen Weg und vertauschten wieder einmal die flackernde Scheinwelt und ihre mechanische Musik mit ihren hoffnungslosen Betrachtungen, die nur quälend waren.

Nach der Vorstellung gingen sie ins Hotel zurück. Dort legten sie sich nieder und schliefen. Abends wurden sie von einem Alarm geweckt, dem gleich wieder die Entwarnung folgte. Arnold war aufgeschreckt und fühlte die Gefahr wie einen würgenden Griff an der Kehle. Als das Entwarnungszeichen ertönte, lächelte er über seine Angst. Hernach aber, als er auf der Treppe war, um Naudeaus Zimmer aufzusuchen, griff er unwillkürlich an die Brust, an sein Herz, und tastete darüber, als könne er die dumpfe Furcht, die es erfüllte, mit den Fingern spüren. Er war froh, als er später Naudeau gut gelaunt im Vestibül traf, wo er sich angeregt mit jener jungen Dame unterhielt, deren rote Lippen Arnold in der vergangenen Nacht so gut gefallen hatten.

Er näherte sich zögernd. Naudeau stellte ihn vor.

„Mein Freund Arnold Heim“, sagte er, „er ist leider nur noch morgen hier im Lande. Dann vertauscht er die Geg-

ner. Statt amerikanischer Bomber russische Ratas und Stalinorgeln. Wir haben's ja zur Auswahl. Wollen wir miteinander zum Abendtisch gehen?“

Das Fräulein, das sich Anne Walter nannte, lächelte Arnold an und wandte sich dem Speisesaal zu, der sich bereits mit Straßengästen füllte. Während des Essens tauschten sie nur wenige Worte aus, da der Lärm und die Unruhe störten. Ein eigentümliches Gefühl hatte sich Arnolds bemächtigt. Langsam gegen Ende der Mahlzeit verlor sich dies Empfinden; noch wie im Traum stand er auf und reichte dem Kellner, den er zum letztenmal sehen würde, ein Trinkgeld. Er blickte nochmals in den Saal zurück, auf die funkelnden Kristalllüster und die Tische darunter, über das Gewirr aus Dunst, Stühlen, Menschen und schief hereinfallendem Licht und folgte alsdann wie traumwandelnd dem Freund und Anne Walter in eine ruhige Ecke der Halle.

Dort setzten sie sich. Naudeau begann ein heiter-unbefangenes Gespräch. Fräulein Walter erzählte, daß sie in Hamburg sei, um einer alten Tante bei der Evakuierung zu helfen.

„Der Luftkrieg wird immer schlimmer“, sagte sie, „meinen Sie nicht auch?“

Ja, das meinten sie auch, bestätigte Arnold und spürte wieder den dunklen Druck in der Brust, dieses Gefühl, als läge ein Gummiball auf dem Herzen, in den langsam Luft gepumpt wurde, mit jedem Atemzug mehr Luft, mit jedem Atemzug neue dumpfe Furcht.

„Es ist gut, daß Sie rechtzeitig Vorkehrungen treffen“, hörte er sich sachlich reden, „alte Leute gehören aus den Städten. Ja, so weit ist es gekommen!“

„Ja, so weit ist es gekommen“, sagte Anne Walter in ihrer verständigen Art und hatte kluge Augen. Dabei schlug

sie die Beine übereinander und lebte gleich wieder arglos ihrem kleinen koketten Reich, in das sie Naudeau und Arnold zu entführen trachtete.

Sie plauderten noch eine Weile. Dann sprachen sie darüber, daß Arnold am nächsten Tag zur Front abreisen müsse. Da wurden sie stumm. Wenige Minuten später verabschiedeten sie sich voneinander. Sie waren müde; vielleicht gäbe es Fliegeralarm, dann müsse man schon ein wenig geschlafen haben.

Als Arnold in seiner Kammer war, trat er ans Fenster und blickte hinaus. Die Häuserwände bedrückten ihn. Wie Gefängnismauern standen sie ringsherum; Schritte klapperten auf der Straße, und alles war, wie es schon in vielen Sommernächten hier gewesen war.

Arnold schlief unruhig — und es überraschte ihn nicht, als sich in der Nacht das Geheul der Sirenen erhob. Er stand auf und zog sich ruhig an. Er wußte, daß es nicht eilte, bis Naudeau klopfte. Und als dieser dastand, und neben ihm Anne Walter, die lächelte, und als sie nebeneinander den Gang entlanghasteten, jeder mit seinem Koffer, jeder bemüht, ruhig zu erscheinen, jeder schnell atmend vor Furcht und Erwartung, da wußte er mit einem Male, daß jetzt Furchtbare geschehen werde.

Das Haus war unruhig. Stimmen hallten die Gänge entlang. Der Aufzug heulte; vollbeladen mit Koffern hielt er im Erdgeschoß; die Gittertüre klapperte, und Trauben aufgeregter Menschen quollen heraus. Wirrhaarig, mit offenen Kragen und Blusen, mit Koffern und am Boden schleifenden Mänteln, so eilten sie dahin, eine entsetzte, angsterfüllte Gesellschaft, meist ältere Männer und Frauen, einige Kinder dazwischen, die alle irgend etwas schleppten. Sie rannten um ihr Leben, das sah man ihnen an; vor Minuten hatten sie in Federbetten gelegen, so nahe war das beieinander.

Arnold spürte die schwüle, knisternde Nervosität, die heute, anders als in den vorausgegangenen Nächten, die Luft erfüllte. Er sah sich nach Naudeau um, der sich um Fräulein Walter bemühte. Auch der war so bleich wie noch nie und wischte sich, den Koffer atemholend niederstellend, mit seinem Seidentuch Schweißperlen von der Stirn. Gleich hernach zogen sie weiter, stiegen die Kellerstufen hinunter, hasteten an dem helmbewehrten Luftschutzwart vorbei, der heute still war und mit seinem aufgedunsenen, papierfarbenen Gesicht einen jämmerlichen Eindruck machte. Dann setzten sie sich auf die Holzbank, alle drei nebeneinander, und warteten.

Es war unheimlich still. Nur die Schuhe der letzten Ankömmlinge scharrrten auf dem Steinboden. Die Holzplanken knarrten. Kinder lagen über den Schößen ihrer Mütter und sahen angstvoll herum. In der Nacht vorher hatten einige gelacht, jetzt waren sie von der allgemeinen Furcht ergriffen.

Was war Besonderes los? Nichts. Besonderes war los. Nachalarm wie schon sooft. Zehn Minuten waren vergangen wie schon sooft. Nichts war zu hören von draußen über der Erde, was hätte mehr beunruhigen können als sonst. Und dennoch waren alle wie gelähmt und lauschten angestrengt auf das, was kommen würde. Es war Arnold, als lege sich eine kalte Hand über seinen Hinterkopf.

„Jetzt sind sie da!“ flüsterte Naudeau und richtete sich auf. Naudeau hob den Kopf und lauschte. Arnold spürte ein Zittern, das ihn von fernher überfiel, das aus dem Boden und der Wand kam und sich verlor. Da, jetzt kam es wieder, steigerte sich, ging für ein paar Herzschläge in ein dumpfes Dabein zitterte, das alle spürten. Gleich darauf zitterte es hinweg; es war wie ein Kitzeln im Rücken und Hinterkopf, das Arnold wahrnahm, der an der Wand lehnte und den Blick nachdenklich zur Decke richtete, wo eben das Licht zu zucken begann. Alle anderen hatten die Köpfe gesenkt. Auch Naudeau hatte das getan.

Wieder kam das Beben näher. Kalk fiel von der Decke. Das Licht flackerte, als drohte es auszugehen. Dumpfes Murren durchfloss das Gewölbe und erschütterte es jetzt so, daß irgend etwas klirrte. Kinder fingen zu weinen an. Eine alte Frau sank um und wurde von Männern auf ein Feldbett in der Ecke gelegt. Im gleichen Augenblick begann das Belfern der Geschütze. Widerliches Platzeln drang in die Kellerräume und verriet, daß oben die Erde kochte. Dumpfe Einschläge hallten dazwischen, häuften sich, klangen entfernter, kamen näher und rüttelten schließlich an den Wänden, daß alle wußten, was geschah.

„Um Gottes willen!“ murmelte eine Frau.

Arnolds Angst wich einer lauernden Bereitschaft. Der Druck in der Brust, der ihn seit Stunden quälte, war vorbei. Mechanisch wiederholte er in Gedanken: Um Gottes willen! — War es Gottes Wille, was da Unfaßbares geschah? — Als er sah, wie sich der Luftschutzwart mühte, mit fährigen Händen die Hebel der Eisentür hochzudrücken, erhob er sich und ging zu ihm.

„Nachsehen oben“, erklärte der Mann und streckte den Zeigefinger gegen die Decke.

Arnold nickte und drückte den Hebel hoch. Der Portier zog den Riemen seines französischen Stahlhelmes an. Arnold sah, daß seine Finger zitterten. Da rollte wieder ein Erdbeben unter den Füßen; die Lampen erloschen; es wurde grabesdunkel, und das Wummern, das jetzt ununterbrochen die Luft erfüllte, mischte sich mit dem Schreien der Kinder.

Ein Lichtstrahl durchfuhr die Finsternis. Der Luftschutzwart hatte die Taschenlampe, die an seiner Brust baumelte, aufgedreht.

„Bleiben Sie hier“, sagte Arnold, „sorgen Sie für Ruhe! Ich gehe nach oben“.

Er tastete sich zur Treppe, wollte schon umkehren, um sich seine Taschenlampe, die er im Koffer wußte, zu holen, als er ein seltsames Geräusch vernahm. Es war, als würden leere Zündholzschachteln über ihm zerdrückt, gleichzeitig atmete er Brandgeruch, und sein Mund füllte sich mit einem süßlichen Geschmack. Er jagte die Stufen hinauf, stolperte, hustete, spürte Brodeln und Beben und stand dann in der rot durchflamten Halle, wo allein in dem flackernden Rauch, wo Schatten und Flammen durcheinandergeisterten.

Das Hotel brannte. Wo die Treppe nach oben führte, prasselten über glühende Trümmer herab. Der Aufzug war schon von schwelenden Balken bedeckt. Beißender Qualm erfüllte die Luft; der Hals kratzte; Arnold stand keuchend da und überlegte. Im ersten Augenblick wollte er zurück in den Keller, alle warnen, die Nachricht bringen, daß höchste Gefahr drohe. In der nächsten Sekunde indes faßte er sich, er machte sich's klar, daß er nicht Soldaten, sondern Zivilisten dort unten hatte, zog sein Taschentuch heraus, hielt es an den Mund und eilte zum Ausgang, der auf die Straße führte. Er schob sich durch die Flügeltür, stand auf der Straße, starrte in ein Flammenmeer, wie er noch nie eines gesehen hatte. Die Häuser ringsherum brannten alle lichterloh; die Straßenzelle auf- und abwärts brannte; überall prasselte die rote Vernichtung; überhandnehmende stürzte, Kaskaden sprühender Funken mit sich reißend,



Höllische Vernichtung erfüllte den Straßenschacht, in den Naudeau, Arnold und das Mädchen geraten waren. Balken stürzten knapp vor ihnen in die Tiefe, eine Explosion warf sie zu Boden. Feuerwände sperrten den Weg und zwangen sie in eine andere Richtung.

in die Tiefe. Unheimliches Brausen erfüllte die Luft; Sturm tobte durch die Straßenschluchten, Asche, Rauch, Feuer und heiße Luft in eine einzige verderbliche Lohe reißend.

Arnold sah dahineilende Schatten, die den Qualm durchwankten. Detonationen naher und ferner Einschläge hallten wie dunkle Gongschläge dazwischen. Das blecherne Geschmatz der Flak indessen war nicht mehr zu hören. Er überlegte schnell. Dann schob er die Tür wieder zurück, lief durch die Hotelhalle, durch den giftigen Qualm, befahl die Kellereingänge, tappte in die Tiefe. Drunten klopfte er an die eiserne Tür. Sie wurde nicht geöffnet. Er trommelte mit beiden Fäusten darauf. Ein gewaltiger Einschlag erschütterte den Boden. Er stieß mit den Füßen an das Eisenblech. Die Tür wurde geöffnet. Er trat ein und zog die Tür heran, schloß sie sorgfältig und bat den Portier, ihm zu leuchten. Er ging zu seinem Koffer, öffnete ihn und holte seine Taschenlampe heraus. Ein Lichtstreifen fuhr über Naudeaus gespanntes Gesicht und erhellte das blasse Antlitz des Mädchens. Arnold beugte sich zu den beiden hinab und flüsterte:

„Ganz ruhig verhalten! ... Mäntel anziehen! ... Koffer nehmen! ... Alles brennt.“

Nachher richtete er sich auf und sagte laut, so daß alle es hören konnten:

„Bitte aufpassen!“ Er musterte die ihm zugewandten Gesichter im Strahl seiner Laterne. „Alle zuhören! ... Ich war eben oben. Es ist nicht schlimm ... Aber wir müssen den Keller verlassen. Hören Sie ruhig zu. Es eilt nicht, ziehen Sie ihre Mäntel an! Bitten Sie sich etwas um die Köpfe! ... Frauen und Kinder zuerst nach oben! ... Durch die Halle gleich auf die Straße! Dann in der Straßenmitte halten! ... Also los ...“

Im selben Augenblick ertönte ein heller Schrei. Eine Frau stieß ihn aus und klammerte sich an den Portier, der die eiserne Tür öffnete. Brandlichte Luft wehte herein.

„Feuer!“ schrie eine zweite Stimme. „Feuer, wir verbrennen!“

Arnold wollte zur Ruhe mahnen. Da erhob sich rasender Tumult. Alle waren aufgesprungen, Frauen, jammernde Kinder auf den Armen, Männer, alte konst steifwüdrige Damen, alle drängten dem Ausgang zu; Koffer

und Kleidungsstücke verfangen sich zwischen den Beinen; angstgepreßte Kehlen kreischten; eine Männerstimme klang befehlerisch dazwischen. Ein Knäuel gehetzter, zappelnder, halb wahnsinniger Menschen stautete sich vor der Türe.

Inzwischen waren die anderen im Nebenraum aufmerksam geworden. Sie öffneten die Türe, leuchteten mit ihren Lampen herein und bemerkten, was geschah. Nun stürzten auch sie gleich Rasenden heran, schoben und drängten, schrien und vermehrten den Haufen, der den Ausgang sperrte.

Arnold wandte sich an Naudeau und das Mädchen, die ruhig dastanden und ihn ansahen.

„Es wird bös aus oben“, schrie er ihnen zu. „Beieinander bleiben! ... Knoten Sie den Schal unters Kinn! ... Naudeau zieh den Mantel an! ... Krauchen hoch!“

Immer noch schoben sich zusammengequetschte Knäuel vom Nebenraum herein. Arnold ließ sie alle vorbei. Naudeau kaute nervös an der Unterlippe. Das Mädchen stellte den Koffer wieder ab. Dann wurde es im Keller leer. Nur noch Arnolds Lampe erhellte den Raum. Brandgeruch erfüllte die Luft.

Arnold eilte voraus empor. Hinter ihm folgte das Mädchen. Naudeau war am schluß. Am Ausgang ließ er die beiden vorgehen. Die Halle war hell von den Flammen erleuchtet. Im Aufzugsschacht tobte ein wütender Brand. Im Rauch und Qualm trübten ihm die Augen.

Arnold taumelte dem Ausgang zu. Dort lehnten Naudeau und das Mädchen. Die Tür drehte sich. Draußen raste ein Feuersturm, der ihnen den Atem verschlug. Niemand war zu sehen. Überall drohte ein Flammenmeer über sie hereinzubrechen. Häuserfasaden stürzten ein, bedeckten die Straße mit glühenden Trümmern, versperrten den Weg. Unheil drohte von allen Seiten. Dabei waren jetzt wieder nähere Bombeneinschläge zu hören. Über dem brodelnden Feuerkessel dröhnten schwere Motoren.

Naudeau gab Arnold ein Zeichen. Sie hoben den Koffer auf und eilten keuchend in der Mitte der Straße dahin. Aber plötzlich brannte auch die Straße. Breite Flächen brannten. Das hielt sie auf. Die Flammenherde, lodrende Phosphorinseln, mußten umgangen werden.

Naudeau schleppte jetzt auch noch den Koffer des Mädchens, das schwach geworden war. Zweimal entgingen sie nur knapp stürzenden Balken. Dann wurden sie vom Luftdruck einer nahen Explosion niedergeworfen. Schließlich standen sie vor einer Feuerwand, welche quer die Straße sperrte, und wußten, daß sie nicht mehr weiterkonnten.

Arnold deutete in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Hier waren sie gefangen, von drei Seiten von der höllischen Vernichtung umgeben. Also blieb nur noch eins: zurück; vielleicht war in der anderen Straßenseite ein Ausweg offen. Das Mädchen folgte willenslos.

Die drei schleppten sich mühsam dahin. Sie erhellten die Luft mit links nach Qualm und Rauch zu erkennen. Keine Flamme loderte dahinter. Ein bleifarber Rauch tat sich auf, ein Platz in der Straßenschlucht, und Naudeau erinnerte sich, daß dahinter ein Friedhof lag, ein Stadtfriedhof, von Backsteinmauern umgeben, an dem er schon oft vorbeigegangen war. Da ihr Weg vom Feuer weg ins Graue führte, schwenkten sie links ab, überquerten den Platz, standen vor einer Mauer, die sie etwas vor dem rasenden Feuersturm schützte, und fanden schließlich, halb erstickt, den Eingang in den Friedhof. An gespenstisch beleuchteten Grabsteinen vorbei, hinter denen ebenfalls dort und hier bengalische Feuer der Glut der brennenden Häuser.

In der Mitte des Friedhofs trafen sie auf ein kleines Haus. Luftschutzmeter daneben führte ein Luftschutzstollen unter die Erde. Arnold bemerkte ihn zuerst. Das Mädchen hatte verschollene Augen und konnte nicht mehr sehen. Die Männer führten sie die mit Holzplanken belegten Stufen hinab. Draußen war es nicht mehr so heiß. Naudeau setzte sich seufzend. Das Mädchen sank erschöpft zu Boden. Arnold leuchtete mit seiner Lampe die Stützbalken und die Decke ab, welche mit Erde bedeckt war. Dann sank er zurück und holte Atem. Er fühlte sich sehr schlecht. Naudeau war totbleich.

Da entdeckte Arnold ein mit roter Schrift bemaltes Plakat, auf dem zu lesen war, daß der nächste Luftschutzbunker für zweihundert Personen drei Minuten entfernt sei. Am Nordeingang des Friedhofs, so stand es geschrieben, und Arnold machte sich's schnell klar, wo Norden war. Dann maß er seine Kräfte und entschloß sich, trotz des eibenen einsetzenden Angriffs, den sicheren Keller zu suchen. Im Stollen war es zu gefährlich; ein Meter lockerer Erde bedeckte ihn. Ringsherum fielen Bomben. Es mußte schnell gehandelt werden.

Er erklärte Naudeau, daß er sofort wieder zurückkommen werde. Naudeau nickte stumm. Das Mädchen lag regungslos zusammengekrümmt auf dem Boden. Arnold ging die Stufen hinauf. Oben war die Hitze fürchterlich. Er lauschte zum Himmel. Ein einziges dunkles Rauschen und Prasseln erfüllte die Luft. Himmel und Erde waren eine glühende, rote Masse, durch die ein Höllenatem wehte. Er begann zu laufen. Nach Norden. Hier mußte es sein. Seine Augen schmerzten. Er merkte sich an einem brennenden Baum die Richtung, aus der er gekommen war, dann suchte er den Bunkereingang. Er fand ihn nicht. Er wünschte seinen Einfall, den Stollen verlassen zu haben. Als die Explosionen vorüber waren, schnellte er auf, suchte den brennenden Baum und rannte dorthin zurück, woher er gekommen war. Er fand den Weg zum Stollen. Er wühlte sich durch die aufgerissene Erde, rutschte die Stufen hinunter, nahm seine Taschenlampe und startete entgeistert, fassungslos und ohne etwas zu empfinden in das kalkweiße Gesicht Naudeaus, das zur Seite geneigt neben dem regungslosen Körper lag, als gehöre es nicht dazu.

Was war da geschehen? Was war geschehen? — Arnold wußte, was geschehen war. Der Luftdruck einer rollenden Bombe hatte Naudeau totgetötet ...

Und das Mädchen? — Auch Anne Walter war tot. Das war alles.

Arnold hörte nun nichts mehr, was über ihm geschah. Das Heulen, Sausen und Kochen waren gleichgültige Laute, die nichts mehr zu bedeuten hatten. Er setzte sich neben Naudeau und starrte auf sein Gesicht.

Arnold wußte nicht, wie lange er so dasaß, immer den Lichtschein auf Naudeaus Gesicht gerichtet und gleichgültig sondermaßen. Es mußte lange Zeit gewesen sein; denn es war ganz still geworden draußen, oben, wohin die Stufen wiesen. Ja, alles geht einmal zu Ende, auch eine Totenwache und ein Luftangriff. Auch eine Nacht geht zu Ende, so wie ein Leben zu Ende gehen muß — und es bleibt bei all dem nichts zu tun.

Wieviel Uhr war es denn? Arnold sah auf die Armbanduhr. Zwei Uhr nachts. Naudeau war tot. Anne Walter, das junge Mädchen, welches der Tante helfen wollte, war tot. Die Tante war sicherlich auch tot und brauchte keine junge Hilfe mehr. Vieles war tot, und vieles lebte. Und Arnold saß da und bedachte, daß seine Taschenlampe nicht mehr lange brennen konnte.

Also knipste er sie aus. Da saß er im Dunkeln und dachte, so wie man eben denkt, wenn man im Dunkeln sitzt und Zeit zum Denken hat.

Zwei Uhr nachts. Bald wurde es Tag. Ein Tag wie andere? — Nein, kein Tag wie andere, ein besonderer Tag: ein Totentag, ein Flammentag und ein Abschiedstag von Toten und Flammen.

Arnold schreckte auf. Das angenehme Gefühl der stumpfen, gleichgültigen Müdigkeit, das ihn nun schon lange erfüllt hatte, war plötzlich verschwunden. Wie ein Stich war es in die Brust gefahren; er hatte wieder zurückgefunden zu der Welt, wie sie war. Er hatte sich erinnert, daß er Arnold Heim hieß, daß er deutscher Soldat war mitten im Krieg, Osturlauber, und um einen Tag schon verspätet vor der Rückkehr zu seinen Kameraden.

Er hob den Kopf und sah, wie die Dunkelheit ringsherum, die bislang nur mit rotem Nebel erfüllt war, grau wurde, da es wie eine Ahnung von Licht von den Stufen her einfiel. Er sah auf seine Uhr.

Nun war es drei Uhr. Er erhob sich, spürte die schmerzenden Glieder und die brennende Lunge, taumelte benommen und stolperte immer dem Grau entgegen über die Stufen nach oben.

Qualm erfüllte die Luft; immer noch wehten Brodem, Rauch und Asche über den Friedhof. Die Grabmäler leuchteten fahl und violett im Schein der Brände.

Arnold kehrte wieder um. Langsam stieg er die Treppe hinunter. Auch unten war es jetzt hell, so daß man die beiden Gestalten sehen konnte.

Mechanisch in aller Einfachheit, fiel es ihm bei, was mit einem Toten zu geschehen habe, dessen Freund man war oder dessen Kamerad. An der Front draußen hatte er das schon ein paarmal getan. Man suchte in den Taschen des Toten nach Papieren, nach Briefen, nach allem, was man Angehörigen schicken konnte. Naudeau hatte keine Angehörigen, aber er hatte einen alten Diener in der Schweiz, der ihn schon als Knaben auf den Knien gewiegt. Dem Diener Jean konnte man Naudeaus Papiere schicken, seinen Ring, seine Brieftasche, seinen Koffer und dazu schreiben, wie es gekommen war. Das konnte man. Und Arnold — immer noch wie im Traum — war froh, daß er jetzt wußte, was er mit dem neuen Tag beginnen sollte, und er tastete nach Naudeaus Jackentasche. Er fand die Brieftasche, zog sie heraus. Er fand ein Notizbuch und einige Umschläge und zog sie heraus. Er steckte die Papiere ein. Dann beugte er sich über das Mädchen. Anne Walter hieß sie, das wußte er; sie lebte mit ihrer Mutter in einem Dorf an der Elbe, dessen Namen er vergessen hatte. Papiere hatte sie nicht bei sich. Was war mit Anne Walter zu tun? Als er über-

legte, hörte Arnold oben Schritte. Er stieg eilig die Treppe hinauf. Es war heller geworden. Da sah er einen vom Alter gebeugten weißhaarigen Mann, der neben dem Trichter stand und hinunter starrte.

„Hallo!“ rief Arnold, „hallo!“
Der Alte drehte sich langsam und steif um und sah Arnold entgegen. Arnold fragte:

„Gehören Sie zum Friedhof?“
Der Mann nickte und sagte:
„Jawoll, seit vierzig Jahren.“
„Friedhofswärter?“

„Ja.“
„Ihr Häuschen ist unbeschädigt, Glück gehabt.“ Arnold deutete auf das kleine Haus nebenan.

„Tja, das steht, Fenster gesprungen. Sonst nichts. Ein Glück.“

„Ein Glück.“

„Was machen Sie hier?“ fragte der Greis und kam einige Schritte näher. Arnold überlegte. Da kam ihm plötzlich ein Einfall, und er ging dem Alten entgegen.

„Habe Arbeit für Sie. Kommen Sie mal mit, wenn Sie Zeit haben.“

Die beiden Gesichter, das alte, von tausend Falten zerfurchte, und das junge leuchteten rot im Widerschein der Brände, als sie zum Stolleneingang schritten. Unten deutete Arnold wortlos auf die Toten.

„Splitter?“ fragte der Alte.
„Luftdruck“, erklärte Arnold und hob die Hand langsam wie ein schweres Gewicht nach oben in die Richtung, wo die Trichter lagen, von denen sie eben hergekommen waren.

„Junges Leben“, murmelte der Alte, „verfluchte Zeit!“ Dann schweig er, man hörte seine Atemzüge rasseln.

„Und Sie?“ fragte der Alte, „kennen Sie die beiden?“

„Ja, der Mann ist mein bester Freund. Ich war gerade weg, den Bunker zu suchen, der in der Nähe sein soll, als es geschah. Das Mädchen heißt Anne Walter, mehr weiß ich nicht. Ihr Koffer ging auf der Flucht hierher verloren.“

„Tja, tja“, brummte der Alte und wandte sich dann weg. Ganz langsam, steifbeinig stieg er die Stufen empor.

Arnold folgte ihm. Die Luft hatte jetzt eine gelbe Farbe, die nach Schwefel schmeckte.

„Kommen Sie zu mir“, sagte der Greis zitterig, „machen wir uns einen Kaffee; wird Ihnen gut tun nach dieser Nacht.“

Arnold zögerte und deutete zum Stollen.

„Können ruhig liegenbleiben“, sagte der Alte, „später dann weitersehen.“

Arnold nickte und sagte, daß er gleich nachkommen werde. Dann ließ er den Wächter gehen und stieg nochmals zu Naudeau hinunter. Er nahm seinen und Naudeaus Koffer und trug sie hinauf. Als er das kleine Häuschen betrat, war es schon ganz hell. Feuerrote Geranien standen an den Fenstern. Der Wächter führte ihn in seine Küche, wo ein geblümtes Sofa stand. Arnold setzte sich und wartete. Er trank schweigend Kaffee. Der Alte schweig ebenfalls. Als sie fertig waren, sagte Arnold:

„Sobald ein Weg durch die Stadt frei wird, muß ich fort; ich habe schon einen Tag versäumt.“

Der Weißhaarige fragte nicht, was Arnold schon versäumt habe, und Arnold fuhr fort, stockend weiterzusprechen:

„Können Sie meinen Freund beerdigen — und das Mädchen?“ Er spürte, daß er das alles nicht mehr lange aushalten konnte.

„Ja, ich werde sie begraben. Das wird jetzt schon so gehen. Zu Formalitäten haben Sie jetzt wohl keine Zeit.“

„Ja, zu Formalitäten habe ich keine Zeit. Ich habe Geld. Hier sind die Papiere meines Freundes. Hier sind meine. Das wird Ihnen recht sein.“ Arnold legte Naudeaus Brieftasche und seine eigene auf den Tisch mit der blauen Decke. „Ich habe auch noch den Koffer meines Freundes hier“, fuhr er fort, „werden Sie ihn verwahren können?“

„Ja, das kann ich schon“, antwortete der Alte, indes Arnold einen Koffer öffnete und starr darauf niedersah. Arnold sagte:

„Ich habe keine Zeit mehr; einen Tag, ja genaugenommen zwei Tage habe ich schon versäumt.“

(Fortsetzung folgt)

Komisch, nicht?

Früh übt sich...

Stark überfüllter Laucherwagen einer Straßenbahn, die Luft ist zum Schneiden. Plötzlich erkundigt sich das Söhnchen eines Luftschutzhelfers: „Vati, warum schützt hier niemand die Luft?“

Nach Wahl

Königin Anna von Frankreich hatte eines Tages die ständigen Skandale und Liebesangelegenheiten der Ninon de l'Enclos endgültig satt und befahl ihr, sich für den Rest ihres Lebens in ein Kloster zurückzuziehen. Als einzige Strafmilderung stellte sie ihr die Wahl des Klosters frei.

Ninon bedankte sich untertänigst und teilte dann ihren Entschluß mit: „Dann gehe ich in ein Mönchskloster.“

Geschäftsgeheimnisse

Zwei etwas lichtscheue Textilhändler im Hafenviertel von New York standen in blutigem Konkurrenzkampf miteinander. Der eine kam mit den billigen Preisen des Gegners nicht mehr mit und sagte zu ihm: „Ich verstehe nicht, wieso Sie so viel billiger verkaufen können als ich. Und dabei stehle ich doch schon die Stoffe zu meinen Anzügen.“

„Das ist ein schwerer Fehler“, sagte der andere. „Ich stehle gleich die fertigen Anzüge.“

Kunst im Alltag

Der menschen scheue Wilhelm Busch begab sich doch zuweilen in Gesellschaft. Bei einer solchen Gelegenheit hörte er, wie sich zwei Herren sehr angeregt über die Kunst holländischer Meister unterhielten.

Der eine rühmte die Fähigkeit eines holländischen Malers, mit einem Pinselstrich ein lachendes Kindergesicht in ein weinendes verwandeln zu können.

„Was das anbetrifft“, mischte sich Wilhelm Busch ins Gespräch, „das konnte meine Mutter sogar mit einem Besenstiel.“

Vögel greifen an — Flieger stürzen ab

Fortsetzung von Seite 3

Da ertönte auch schon die Stimme Osbornes: „Hier Geschwader X, Stundengeschwindigkeit 350 km, Kurs Nordwest. Was können Sie melden?“

Perkins war verdutzt. Was konnte er schon melden? Aber dann mußte er lachen; wie konnte er nur so dumm sein und die Frage auf sich beziehen.

Da kam die Antwort: „Hier Maschine 2. Wir sind am Ende von Quadrat 87, gehen auf Gegenkurs, haben nichts Verdächtiges bemerkt.“

„Hier Maschine 3. Sind am Ende von Quadrat 91, gehen auf Gegenkurs, nichts Besonderes zu melden.“

Und so gingen die Rapporte weiter. Dann wieder die Stimme des Kommodore: „Alles auf Kurs Südwest; Geschwindigkeit auf 100 km abrosseln!“

Perkins, der unentwegt aus dem Fenster gesehen hatte, aber nichts bemerken konnte, fühlte plötzlich einen Zettel zwischen seinen Fingern. Er las: Für uns ist die befohlene Linie in Quadrate eingeteilt, die von den einzelnen Maschinen angefliegen werden müssen. Jedes Flugzeug hat eine bestimmte Anzahl von Quadraten zugezogen bekommen, um die Strecke genau abzusuchen und nichts doppelt zu fliegen. Hat eine Maschine das Ende ihres Quadrates erreicht, geht sie auf Gegenkurs, das heißt, sie fliegt zurück.

Jetzt hatte Perkins, der den Meldungen ziemlich verständnislos zugehört hatte, begriffen. Raffiniert ausgeknobelt, erkannte er an, da kann nichts entwispen. Gespannt sah er nach den anderen Flugzeugen aus, konnte aber

keines entdecken. Die Entfernung schien zu groß, um sie mit bloßem Auge überblicken zu können. Plötzlich hatte er überhaupt keine Sicht mehr, milchweiß floß es an den Fenstern vorbei.

Da erscholl auch schon die Stimme Osbornes: „Achtung, Achtung, starke Nebelbildung! Auf 1500 Meter gehen, wir müssen aus dem Nebel herauskommen.“

Die Maschine legte sich schräg. Abermals hatte Perkins ein übles Gefühl im Magen, das sich aber sofort legte, als das Flugzeug wieder in gerader Lage seine Bahn verfolgte. Das Nebelgebiet war überflogen, die Sonne lachte erneut vom Himmel, und ganz weit in der Ferne konnte Perkins jetzt mit dem Glas die anderen Maschinen rechts und links von der ihren sehen.

Da vernahm Perkins plötzlich im Kopfhörer: „Achtung, Achtung: Hier Quadrat 117, Kurs Nordwest; begegneten soeben einigen Bussarden, sie flogen Richtung Quadrat 77.“

„Danke“, antwortete Osborne.
Und wieder eine neue Stimme: „Achtung! Hier Quadrat 137. Soeben einige Bussarde bemerkt, die in Richtung Quadrat 77 flogen.“

Und weiter: „Hier Quadrat 37. Großer Schwarm von Bussarden in Richtung Quadrat 77 bemerkt.“

Von allen Flugzeugen wiederholten sich die Meldungen, daß Bussarde auf Quadrat 77 zuflogen. Perkins, der die Meldungen mit großem Interesse verfolgt hatte, wartete gespannt, was der Kommodore anordnen würde.

„An alle! Erbiete Meldung, ob außer

den angegebenen Schwärmen noch andere Bussarde festgestellt werden. Wenn nein, verfolgt jede Maschine den gemeldeten Schwarm und versucht nahe heranzukommen, um die ungefähre Zahl der Vögel feststellen zu können.“

Kurz darauf berichteten die einzelnen Flugzeuge: keine weiteren Schwärme gesichtet, verfolgen die Vögel und geben weitere Berichte.

Osborne dankte; dann herrschte Stille.

Perkins legte die Kopfhörer beiseite, schnallte sich los und begab sich zu dem Kommodore. Als er dessen Kabine betrat, saß Osborne über eine Karte gebeugt und hantierte mit dem Zirkel. Bei Perkins Eintritt legte er den Zirkel fort und fragte lächelnd: „Nun, Mr. Perkins, was gibt es?“

„Ich hätte gerne gehört, was Sie über die Vogelsammlung denken, und vor allem, wo Quadrat 77 eigentlich liegt, und warum alle Bussarde dorthin fliegen.“

„Ich habe mich auch schon gewundert, Mr. Perkins, warum alle Schwärme das Quadrat 77 aufsuchen. Ich habe deshalb schon mit dem Zirkel gearbeitet, bin aber zu keinem Resultat gelangt. Kommen Sie her, sehen Sie sich auf der Karte an, wo das Quadrat liegt, und sagen Sie, was Sie davon halten. Hier haben Sie die Karte von der kalifornischen Küste bis hinauf nach Alaska. Hier entlang befindet sich eine wichtige Fluglinie, die in Juneau endet. Diese ganze Strecke ist in Quadrate eingeteilt, und das Quadrat 77 befindet sich im Alexander-Archipel, einer gebirgigen und stark bewaldeten Inselgruppe, die zu Alaska gehört. Wir befinden uns zur Zeit auf der Höhe des Staates Washington, das heißt dessen nördlichstem Teil.“ (Fortsetzung folgt)

Das rote Rätsel

Schluß

Aber Mundus wußte auch so, daß der Endkampf begonnen hatte. Er gab nicht ein Züpfelchen seiner überlegenen Haltung preis, zündete sich eine Zigarette an und setzte sich seelenruhig in einen Schaukelstuhl.

„Meine Herren!“ sagte er dann. „Sie haben meine Gefährten und mich in eine Lage gebracht, die uns Kopf und Kragen kosten kann. Aber das will ich Ihnen nicht zu Vorwurf machen, denn ich nehme zu Ihren Gunsten an, daß es nicht in Ihrer Absicht lag. Wir kamen Ihnen eben bei der Ausführung Ihres Raubes dazwischen und sollen nun auslöfen, was Sie eingebrockt haben. — Etwas anderes ist aber noch viel schlimmer. Das ganze Kloster hängt ab von der Reliquie, die Sie unter gröblichster Verletzung des Gastrechtes und Anwendung brutalster Methoden gestohlen haben. Ob die alte Niederschrift wirklich so wertvoll ist, lasse ich dahingestellt. Aber für die Mönche ist sie es. Durch Ihren Raub und Mord haben Sie das Ansehen aller Abendländer schwer geschädigt. Europäer oder Amerikaner, die nach uns hierherreisen, werden das zu büßen haben, was Sie hier verbrachten. An dem Mord ist nichts mehr zu ändern. Aber der Raub des Heiligtums wird ein ganzes Volk aufbringen! Noch haben Sie es in der Hand, diesen bedenklichen Fehler gutzumachen. Geben Sie also das Buch zurück, und vieles ist in Ordnung!“

Die drei betrachteten ihn mit Blicken, als ob sie einem Verrückten gegenüber säßen. Dann ergriff Hunter das Wort:

„Daß Sie uns hier mit einer Moralpredigt kommen, erschüttert uns nicht, denn aus Ihnen spricht die Wut des Hereingefallenen. Aber, daß Sie uns zumuten, sogar allen Ernstes zumuten, in diesen armseligen Zeiten auf einen Verdienst von 300 000 Dollar zu verzichten, grenzt an Wahnsinn und verursacht mir nur Lachkrämpfe!“

Er lachte gekünstelt auf, und auch die beiden andern grinsten höhnisch. „Wer zahlt Ihnen diesen Preis?“ fragte Mundus kalt.

„Wie er heißt, geht Sie nichts an. Er ist ein Privatmann aus Chicago, Sammler von allem möglichen Trödel. Wir haben diese alte Schwarte in seinem Auftrag herausgeholt. Und da glauben Sie im Ernst, daß wir das Buch so einfach in Ihre Händchen legen und ergebnislos abrollen?“

So also sah die Sache aus. Mundus ließ sich nichts anmerken, was ihm durch den Kopf ging, und sagte eisig: „Ja — so ungefähr stelle ich mir das vor, Mr. Hunter!“

Dieser sprang erneut auf und fuchtelte mit der Waffe in der Luft herum. „Zum Teufel, da möchte ich doch wissen, wie Sie es anstellen wollen, uns zu zwingen!“ schrie er wütend. „Wir sind keine dummen Jungen, die Sie ins Bockshorn jagen können!“

Mundus erhob sich gleichfalls und sagte lässig: „Ich möchte Sie einmal sprechen, Hunter — im Nebenraum, unter vier Augen!“ Und als Hunter zögernd stutzte, fügte Mundus hinzu: „Oder — haben Sie Angst vor mir?“ „Angst? Vor Ihnen — Sie grauer Esel!“ höhnte Hunter.

„Nun, dann kommen Sie, Sie Hornochse!“ zahlte ihm Mundus mit gleicher Münze heim und ging voran in den bezeichneten Nebenraum.

Fünf Tage nach der geheimen Besprechung, die Mundus im Rasthaus auf dem Weg nach Dardschiling zur tibetischen Grenze mit Hunter gehabt hatte, landete die Stratosphärenmaschine mit Mundus und seinen beiden Piloten Walter und Bergmann auf dem ebenen Gelände bei Schikar-dsong.

Der Jongpen, der Bürgermeister dieser stattlichen Siedlung, der über die Affäre um das geraubte Klosterheiligtum genau unterrichtet war, empfing Mundus, den er ja von seinem früheren Besuch her kannte, mit wohlwol-

lender Neutralität, die sofort in herzlichste Freundschaft umschlug, als Mundus ihm versicherte, daß er das Buch Dzyan zurückbringe.

Gleich am nächsten Morgen wurde ein Ehrengeliebt zusammengestellt, unter dessen Schutz Mundus das Buch dem Kloster eigenhändig ausliefern sollte.

Am Abend des zweiten Tages kamen sie dort an. Schnellläufer waren dem Troß vorausgeeilt und hatten dem Abt von dem großen Erfolg des Abendländers Bericht erstattet. Das ganze Kloster schien aus dem Häuschen zu sein. Schon von weitem hörten sie das Tuten, Dröhnen und Schreien eines wilden, freudigen Lärms.

Eine Abordnung von Lamas, an der Spitze der indische Dolmetsch, kam ihnen eine Stunde weit entgegen. So konnte Mundus gleich Dirwal Panda berichten, daß ein Erfolg auf der ganzen Linie vorliege. Das Buch brachte er zwar zurück, aber es war Seite für Seite, oder richtiger Palmblatt für Palmblatt, sorgfältig fotografiert worden. Die Abzüge wurden wahrscheinlich schon zur Stunde in Dardschiling hergestellt. Die Mission des Mönches, die er mit religiösem Eifer elf Jahre lang verfolgt hatte, war also erfüllt, so daß er nunmehr jederzeit in seine Heimat zurückkehren konnte.

Am weit geöffneten Tor empfing sie der ganze Stab der geistlichen Würdenträger, an der Spitze der Abt und die Abtissin. Neben ihnen, auf Ehrenplätzen stehend, Barbara Keanhart, Eigbrecht und Engel, deren Gefangenschaft somit offiziell aufgehoben war.

Anschließend an die feierliche Rückgabe des Buches wurde ein riesiges Fest- und Freudenmahl abgehalten, an dem das ganze Kloster und sämtliche Gäste teilnahmen. Mundus saß zwischen dem Abt und dem Jongpen von Schikar-dsong, so daß er nicht dazu kam, seinen Freunden, die natürlich neugierig darauf waren, Näheres zu hören, mehr zu sagen, als sie ohnehin schon wußten. Als Neuigkeit erfuhren sie nur, daß die Stratosphärenmaschine bei Schikar-dsong bereitstehe und man am nächsten Tage früh aufbrechen werde, um über Dardschiling nach dem Nilheim zurückzufliegen. Ferner, daß der indische Lama Dirwal Panda im Auftrag des Abtes mitkommen werde, um Mordanklage gegen Hunter und Kumpane zu erheben.

Erst tief in der Nacht wurde es ihnen möglich, ihre alte Zelle aufzusuchen, um noch ein paar Stunden vor ihrem Aufbruch am kommenden Morgen zu schlafen. Hier kam Mundus endlich dazu, ausführlich zu berichten. Nur in einem Punkte ließ er seine Freunde Rätsel raten: wie es ihm möglich geworden war, die rabiaten Gauner zur Hergabe des Buches zu zwingen und sie ihrer Verhaftung entgegenzuführen.

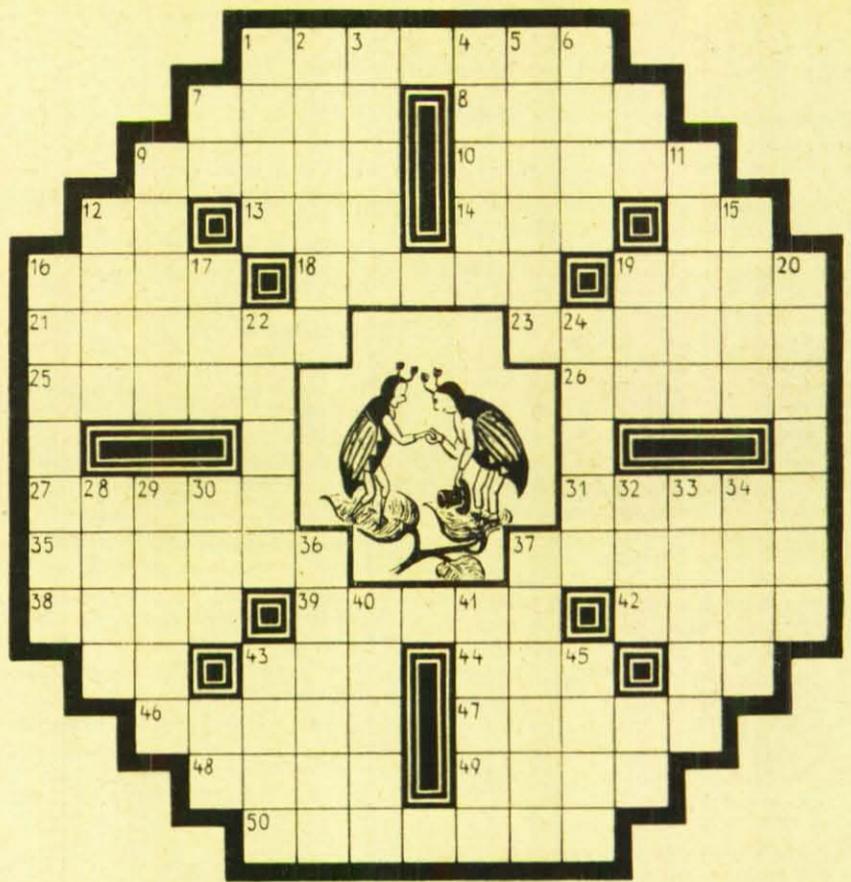
„Kommt denn keiner von euch auf die Lösung?“ lachte Mundus schließlich. „Zwingen konnte ich sie auch nicht, weil sie in der Überzahl waren. Da kämpfte ich eben mit den unwiderstehlichsten Waffen, die es gibt. Jener Sammler aus Chicago hatte ihnen 300 000 Dollar geboten, wenn sie ihm das Buch Dzyan brächten. Nun, ich bot ihnen 400 000, wenn sie es nicht taten, zahlbar sofort bei Abdul Raman in Dardschiling. Damit war der ganze Fall erledigt. Die einfachste Sache von der Welt. Die Jungen kriegten das Geld, ich kriegte das Buch, und die Polizei bekam eine Mordanzeige, was ich den Strolchen vorher natürlich nicht sagte. Jetzt können sie das Geld dafür aufwenden, sich freizukaufen, wenn die Tibeter darauf eingehen! — Gute Nacht, Babs, gute Nacht, Jungen!“

Damit legte sich Mundus müde auf die Seite und schlief mit einem Lächeln auf den Lippen ein.

Die drei Freunde aber guckten einander dumm an und brachen dann in ein lautloses Gelächter aus.

Ende

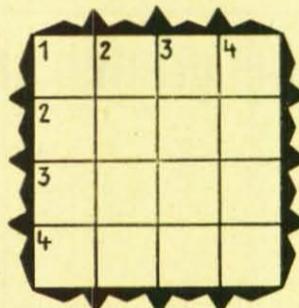
KREUZWORTRATSEL



Waagrecht: 1. Mandelgebäck, 7. Verpackungsgewicht, 8. männlicher Vorname, 9. Funkmeßverfahren, 10. Raubvogel, 12. chinesisches Name Buddhas, 13. Nebenfluß des Arno, 14. weibl. Kurzname, 16. Untergewand der katholischen Priester, 18. europäische Hauptstadt, 19. arabischer Herrschertitel, 21. männlicher Vorname, 23. weiblicher Vorname, 25. Trennungszeichen über einem von zwei getrennt auszusprechenden Selbstlauten, 26. indischer Unionsstaat, 27. Milchprodukt, 31. krankhafte Auflagerung auf der Zunge, 35. konzentrierter Auszug aus Naturprodukten, 37. griechische Mondgöttin, 38. Weinernte, 39. Auserlesenstes, 42. Teil des Kopfes, 43. türkischer männlicher Vorname, 44. tiefe Frausengstimme, 46. Körperorgan, 47. Fenstervorhang, 48. Hirschart, 49. Alpenhirt, 50. Papageienart.

Senkrecht: 1. Insektenlarve, 2. Landungsplatz der Arche Noahs, 3. Gewicht für Juwelen, 4. beten (lat.), 5. weiblicher Vorname, 6. weiblicher Vorname, 9. Meeressäuger, 11. Ausdruck beim Schachspiel, 12. Gewebe, 15. Stern im Sternbild Walfisch, 16. Handelsgegenstand, 17. Fluß zur Zuisersee, 19. nordwestdeutscher Fluß, 20. Weinstadt am Rhein, 22. Grünfläche, 24. Gartenhäuschen, 28. nordisches Göttergeschlecht, 29. jugoslawische Industriestadt an der Drau, 30. Gewässer, 32. Hirschart, 33. Nebenfluß der Aller, 34. weiblicher Vorname, 36. österreichischer Operettenkomponist, 37. Mineralwasser, 40. Tiroler Luftkurort an der Drau, 41. italienischer Renaissancedichter, 43. Nebenfluß des Pregels, 45. Kurzform eines männlichen und auch weiblichen Vornamens.

MAGISCHES PALINDROM



Die Buchstaben a — a — a — a — b — e — e — e — e — l — l — l — l — l — s — s ergeben, richtig eingesetzt, vorwärts und rückwärts gelesen, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Nebenfluß des Pregels — weiblicher Vorname, 2. durch seinen Marmor berühmtes Dorf in Südtirol — Festraum, 3. Erquickung — biblischer Gesetzgebungsberg, 4. Lasttier — Weinernte.

SILBENRATSEL

Aus den Silben da — dan — de — dor — e — e — e — ei — en — fa — fer — fet — gar — han — i — ich — la — li — log — mir — pi — ra — rock — sel — si — su — sucht — ta — te — to — wan — wer — za sind 15 Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1. Frauennamen, 2. südländisches

Haustier, 3. Unkrautpflanze, 4. Flugzeugschuppen, 5. Männername, 6. Untergestell für Geschütze, 7. Stadt in Italien, 8. Fleiß, 9. Farbe, 10. arabischer Fürst, 11. Egoismus, 12. Land in Afrika, 13. Kartenspiel, 14. Nachwort, 15. Londoner Zitadelle.

Bei richtiger Lösung ergeben die ersten Buchstaben der gefundenen Begriffe von oben nach unten und die dritten Buchstaben von unten nach oben gelesen, eine Sentenz.

Rätsellösungen aus Nr. 10

Spruch-Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Genuß, 6. Buna, 8. Erato, 10. Po, 11. Raab, 15. Brut, 17. Gerte, 18. Lazarett, 21. Man, 31. Ate, 33. tabu, 34. Ai, 35. Gelee, 36. Pathos, 37. Einheit, 39. Orb, 40. Nut, 41. Arabien. — Senkrecht: 1. Ger, 2. er, 3. Nab, 4. Sou, 5. Vogt, 6. Brett, 7. Abend, 9. Trab, 12. Arme, 13. Atair, 14. Laie, 16. Teig, 19. Zeus, 20. Reis, 22. Garagen, 23. Sabbat, 24. Giseh, 25. Blut, 26. Hudson, 27. Stein, 28. Tapir, 29. Jahr, 30. Niobe, 32. el, 33. Tee, 38. Nu, 39. Ob. — Punktierter Linien: „Liebe ist einäugig, aber Haß ist blind.“

Silbenrätsel: 1. Lermontow, 2. Ubangi, 3. Fontane, 4. Trinidad, 5. Strapaze, 6. Carpenter, 7. Hannibal, 8. Ufenau, 9. Totenkopf, 10. Zitronat, 11. Intimus, 12. Marrakesch, 13. Marabu, 14. Ebonit, 15. Ringelnetz. — Luftschutz, immer wieder Luftschutz.

Füllrätsel: 1. Limonade, 2. Kleister, 3. Holstein, 4. Schleuse, 5. Hotelier, 6. Azetylen, 7. Medaille, 8. Escorial.

Raten und Rechnen: 99 + 40 = 139
3 + 30 = 33
96 + 10 = 106

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Helmut Dohle. Redaktion: Köln, Hansabau am Friesenplatz, Ruf 571 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86, Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhard Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis ffrs 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26. Preis S 2,80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 40 Pf. Jahresabonnement 10,40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.



Mit *Grandezza am Strand* zu tragen: Das dekorative Cape aus Florex-Frottiertoff. Hell ist die Einfassung und hell auch die lange Schleife dieses Oestergaard-Modells. Ein Cape dieser Art ist kleidsam und ersetzt vollkommen den manchmal lästigen Bademantel.



Reizend und schick! Zum erdbeer-rotten Kleid aus Gminder-Halblinnen einen Schirm aus gleichem Material.



Kreuz und quer durch den Sommer in bequemen Nicoline-Hemden aus Popeline. Modische Neuheit für die Herren der Schöpfung: farbig eingewebte Streifen.

Für Wasser und Sonne

Sie ist da, die Mode für Sommer, Urlaub, Strand und Reise! Seit Wochen schon treibt sie hinter blinkenden Schaufensterscheiben die liebenswürdigsten bunten Blüten. Und nicht nur dort. In Kaffeehausgärten und in Alleen, auf Straßen und Plätzen tritt sie uns entgegen, präsentiert durch frohgemute Mädchen und Frauen, für die sie in der Hauptsache erdacht und ersonnen wurde. Uneingeschränktes Lob sei ihr gezollt. Sie ist kleidsam und jung, sportlich und elegant zugleich, bietet in Stoffen, Schnitten, Farben und — nicht zuletzt — in verspielten Kleinigkeiten, die nun einmal zum Drumherum der Mode gehören, genau das, was von ihr erwartet und erträumt wurde: ein wenig Glanz und Flimmer, denn ohne romantisch-zärtliche Spielereien geht es auf dem Gebiet der Mode nicht. Außerdem aber gibt es auch praktische, einfache Kombinationen, deren ruhige Strenge durch schön fließende Stoffe, Capes und Jäckchen gemildert wird. Und auch das starke Geschlecht wurde nicht vergessen, wie es sich auch gehört.

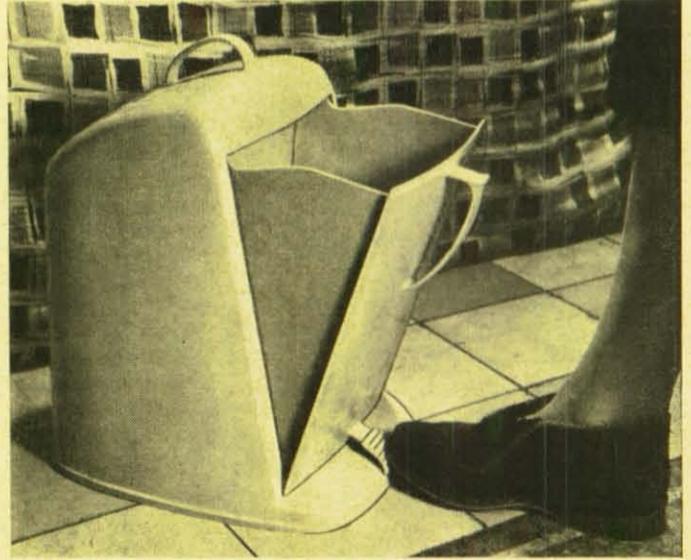
Tips für Mutti



GUMMIHANDSCHUHE schonen die Hände bei der Hausarbeit. Ihre leinenartige Innenseite läßt leichtes Überziehen, die Riffelung sicheres Greifen zu. (Otto Reipert, Frankfurt/M.)



AUSSERST PRAKTISCH ist dieser Ausschänker. Durch Druck auf den Ballon tritt er in Aktion und befördert schnell das zutage, was die Flasche als Inhalt hat. (Steinker & Termühlen, Bochum)



EIN TRETEIMER AUS PLASTIKMATERIAL hat viele Vorzüge. Er gleitet nach dem Loslassen der Fußraste wieder zurück und schließt sich von selbst. Außerdem kann er aus dem Gehäuse genommen und somit leicht und gut gereinigt werden. Er kann manchen Stoß vertragen. (Adolf Doll OHG, Offenburg/Baden)



▲ **Im Reisegepäck** möchte wohl jeder dieses duftige Kleid aus seidig glänzendem Zellwollsatın haben. Mit dem sonnengelben Grund, der von pastellfarbenen Ranken fast verdeckt wird, kokettieren gelbe Samtschleifen. Im anmutigen Kontrast zum graziösen Oberteil ist der Rock recht weit und faltenreich gehalten.

O

► **Familie Seestern** von der Sommermode engagiert! Originelle Broschen, wie dieses Primor-Modell, stehen hoch im Kurs, Sie bieten sich teils golden glänzend, teils schwarz oder weiß gelackt an und sind vielseitig verwendbar. Natürlich wirken Seestern-Broschen besonders stilvoll auf der Strandpromenade, dem Seesteg oder der Mole.



Seltsames Frühlingserwachen einer Haselmaus



Ein seltsames Erlebnis hatte ein Elektriker. Im Schalterkasten einer Futterschneidemaschine fand er bei der Frühjahrsinspektion Heu, Moos und trockene Blätter. Er räumte das welke Zeug beiseite und wunderte sich darüber, wie es wohl in den Kasten gelangen konnte, der doch bis auf die kleine Öffnung für das Kabel fest verschlossen war.



Plötzlich entdeckte er ein kleines rotbraunes Etwas. Offenbar ein Tier, das hier überwintert hatte. Der Elektriker nahm es in die warme Hand und betastete es.



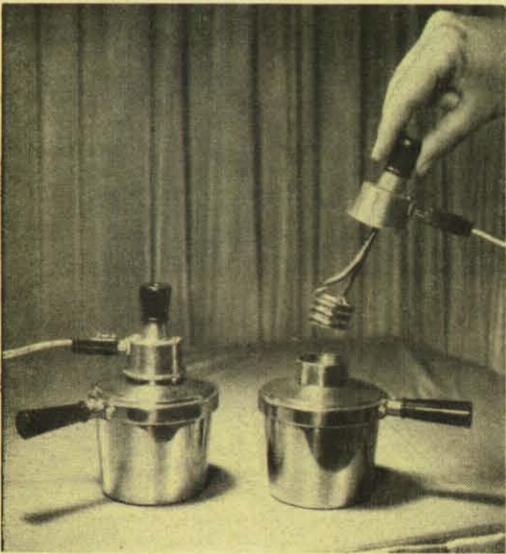
Eine tote Maus, stellte der Finder fest und wickelte das Tier vorsichtig in sein Taschentuch ein. Für seinen Freund, den Präparator, war dieser Fund bestimmt.



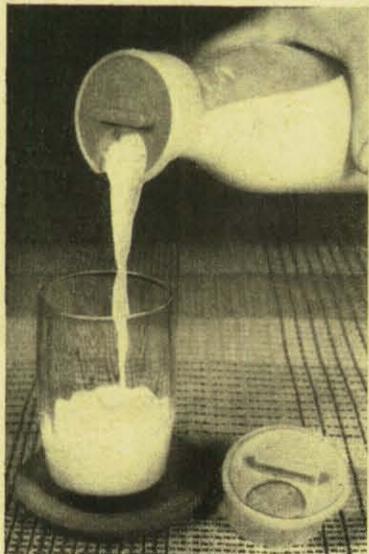
Zu Tode erschrocken war die Frau des Elektrikers, als sie nach dem Abendessen den Rock ausbürsten wollte. Unter dem Kragen saß eine lebendige Maus und sah sie mit großen und ängstlichen Augen an.



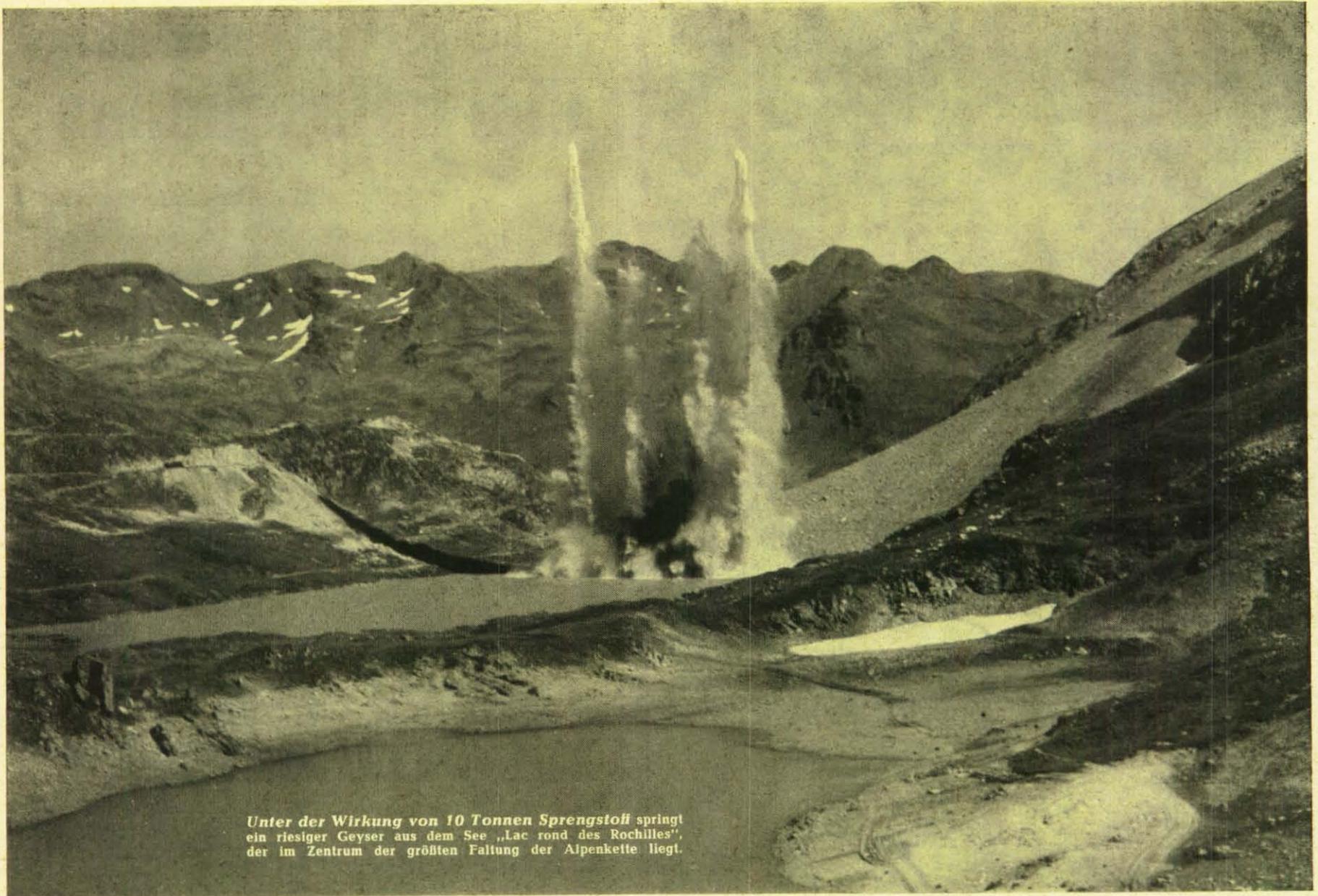
In die Freiheit führte nun der Weg der kleinen Haselmaus und nicht zum Präparator. Auf dem Haselnußstrauch ist sie wieder in ihrem Element und läßt sich zum Abschied auch noch einmal fotografieren.



FÜR DIE HEISSWASSERBEREITUNG ist dieser Pfeiftopf neuartig. An der abnehmbaren Flöte, die außerdem mit einem Fingerberührungsschutz gegen Hitze ausgestattet ist, sitzt ein elektrischer Tauchsieder. (Franz Gaida, Berlin SO).



BEI MILCHFLASCHEN, zumal wenn sie angebrochen sind, erweist sich dieser Verschluss und Ausgießer mit einem Drehdeckel aus Kunststoff als sehr hygienisch. (Hofmeister, Frankf.)



Unter der Wirkung von 10 Tonnen Sprengstoff springt ein riesiger Geyser aus dem See „Lac rond des Rochilles“, der im Zentrum der größten Faltung der Alpenkette liegt.



◀ An dicken Stahlkabeln wird der Sprengstoff befestigt und von französischen Soldaten weit über den See gezogen. Allein 18 Tonnen Sprengstoff müssen für die Versuche so befördert werden.

Mit einem donnerartigen Getöse kündigt sich das erste von Menschenhand hervorgerufene Erdbeben an. Zu gleicher Zeit steigt eine Wasserfontäne unter der Wirkung von 10 Tonnen Sprengstoff aus dem Lac rond des Rochilles, einem See des französischen Alpengebiets, bis zu einer Höhe von 400 m empor und überspült, zusammenfallend, als Springflut die Ufer, alles mit sich reißend. In einem Umkreis von 200 km vom Explosionsort verteilt verfolgen Seismologen aus aller Welt mit fiebriger Spannung die Erdbebenkurven, die sich auf den Bändern ihrer Seismographen abzeichnen. Hoffen sie doch, durch dieses künstliche Beben den Geheimnissen der Erdkruste auf die Spur zu kommen. Ziel des Experiments ist es, zu erforschen, ob die Erdkrustendicke in den Faltenregionen bedeutender als in den Ebenen ist. Diese Erkenntnis ist nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für große Handelsgesellschaften sehr wichtig, die auf diese Weise leichter zu den Schätzen dieser Erde, Öl und Kohle, gelangen. Darum wird dieser Versuch wie ein Feldzug geplant und bewußt im faltenreichen Hochalpengebiet durchgeführt. Und das sind die wissenschaftlichen Ergebnisse, die sich vorläufig aus den serienweise durchgeführten Explosionen erkennen lassen: Gleich einem Zahn mit seiner Wurzel senkt sich Gebirge in den Erdmantel, tiefer als man angenommen hat. Die Erdkruste, in drei Schichten unterteilt, erweist sich hier als 30 km dick.

ERDBEBEN

VON MENSCHENHAND
Die Erdkruste wird
erforscht



Wissenschaftler aus aller Welt legen ein ganzes Netz von Seismographen aus. Diese „Erdbebenmesser“ registrieren auf Bändern, die sehr lang sein können, sämtliche Erdbebenwellen bis zu den letzten Schwingungen. Von diesen Bändern kann dann später die Stärke der Bodenbewegungen und die Beschaffenheit der Erdschichten genau abgelesen werden.



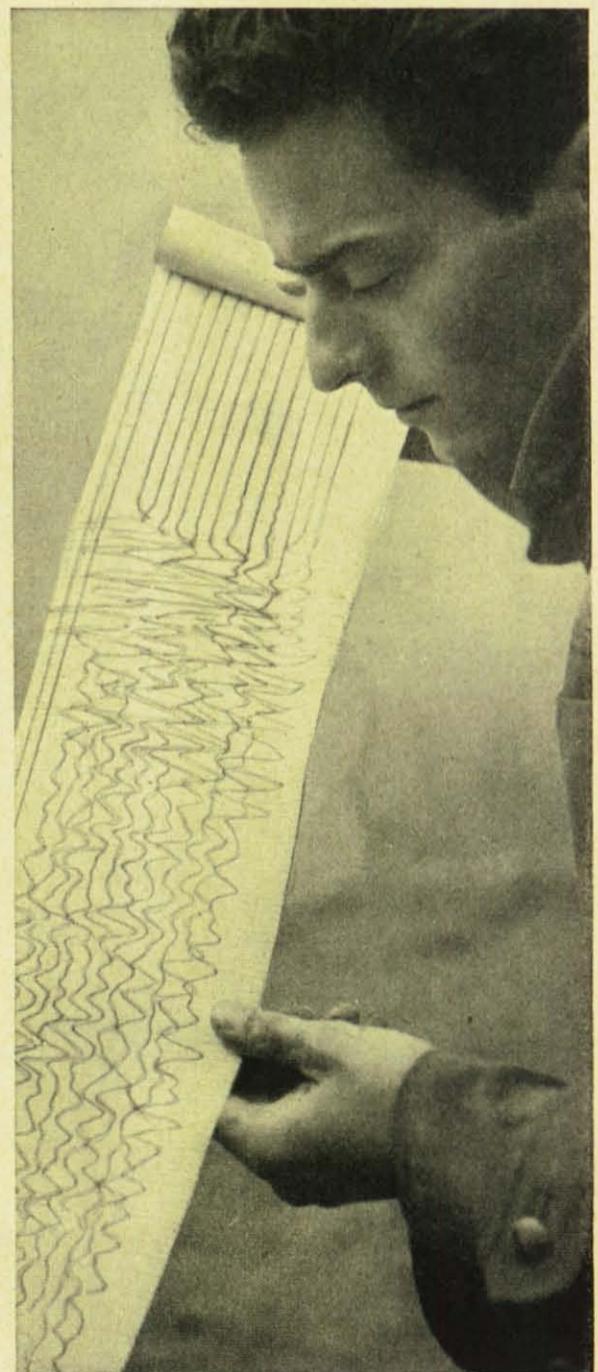
Aus Pakistan kommt dieser Seismologe, der sein Gerät — wie die übrigen Erdbebenforscher auch — in einem Umkreis von 200 Kilometern vom Explosionsort aufgestellt hat.



Ein ungewöhnlicher Anblick! In einer stillen Kapelle ist ein Seismograph aufgestellt. Der Platz scheint dem Forscher ideal, weil an diesem ruhigen Ort störende Einflüsse ganz ausgeschaltet sind.



Eine Wassersäule wurde von fünf Tonnen Sprengstoff in die Höhe geschleudert. Ein großes Naturereignis von Menschenhand verursacht.



Aus diesem Seismogramm, der Aufzeichnung der Erdbebenwellen auf ein Band, wird der Beginn der 5-Tonnen-Explosion deutlich. Forscher werten die Ergebnisse aus.

EIN LEBEN IN LEIDENSCHAFT



ZB -film

Der tragisch endende Lebensweg des Malers Vincent van Gogh ist Inhalt dieses biographischen Films. Der Kampf des begnadeten Menschen beginnt in den Kohlenrevieren Belgiens, wo sich der junge van Gogh für die Missionsarbeit entscheidet. Über alle Widerstände hinweg lebt er dabei unter den Ärmsten der Armen seiner Berufung. Aber die von äußerster Hingebung getragenen seelsorgerischen Bemühungen des jungen Fanatikers finden bei den abgestumpften Menschen keinen echten Widerhall. Zum ersten Male regt sich in Vincent van Gogh, zu jener Zeit der Wunsch, das Erlebte zu zeichnen. Und als sich die Kirche schließlich von ihm distanziert, geht er nur noch der künstlerischen Arbeit nach und wird einer der ganz großen Maler.



LANA TURNER gehört seit einem guten Jahrzehnt zu Hollywoods „erster Garnitur“. Ihr neuester Film, der sie als Partnerin des unverwundlichen Clark Gable und von O. E. Hesse zeigt, trägt den Titel „Verraten!“. Er behandelt eine sensationelle Spionageaffäre aus dem zweiten Weltkrieg und wurde nach Geschehnissen in der Widerstandsbewegung gedreht.



EVA BARTOK hat nicht nur ihrem Mann Curt Jürgens sondern auch gleichzeitig dem deutschen Film den Rücken gedreht. Zur Zeit filmt sie in Hollywood in „10 000 Schlafzimmer“. Es ist eine pikante Komödie um die Sorgen und Nöte eines reichen Hotelbesitzers in Rom, der von liebsten Hotelbesucherinnen umlagert wird und viel Geduld aufbringen muß.



CYD CHARISSE spielt die Rolle der russischen Kommissarin in der Verfilmung des amerikanischen Musicals „Seidenstrümpfe“. Hildegard Knef eroberte sich mit der Bühnenrolle den Broadway, und Greta Garbo ist als „Ninotschka“ in der ersten Verfilmung des Stoffes unvergessen. Eine große Konkurrenz für Cyd. Fotos (4): Metro-Goldwyn-Mayer-Film.

Schönheit

AUS HOLLYWOOD